

Die Gemeinschaft

Wochenblatt für das werktätige Volk ★ ★ ★ Roman-Beilage „Die Quelle“

Bezugsbedingungen:
Für Österreich monatlich S 1.30, Einzelnummer 30 Groschen
Es wird gebeten, des Abonnement im voraus zu bezahlen
Telephon: St. Pölten Nr. 76 Postcheckkonto B-3-316

Umstetten-Waidhofen
27. Dezember 1930.

Redaktion und Verwaltung: St. Pölten, Hefstr. 6
Unrankierte Briefe können nicht angenommen werden
Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden
Telephon: St. Pölten Nr. 76 Postcheckkonto B-3-316

Der Menschheit Erlösung.

Wintersonnentwende! Weihnachten!

Woher sind wir gepackt vom Zauber dieses Festes, der uns schönste Stunden unseres Daseins und liebe Menschen ins Gedächtnis zurückruft und in uns unendliches Sehnen nach Glück erwachen läßt. Wir hören an diesem Tage reden und singen von Liebe und Frieden und Erlösung. Und jeder sucht jedem, den er liebt, Liebes zu erweisen. Ist nicht die grüne Tanne der Liebe und Hoffnung Sinnbild? Und die Dichter das Sinnbild des Himmelslichtes, des neugeborenen, das dem Menschen einst Erlöser aus Winterknot war? Denn Winter befeuerte den Atwoodern Elend und Grauen, Nacht und Kälte, Not und Tod. Aber die Wintersonnentwende, die freudig gefeiert wurde, war ihnen der Beginn der Erlösung aus der Welt finsterner Mächte, die Gewalt über die Menschen erlangt hatten und nun langsam ihrer Herrschaft beraubt wurden. Sie war ihnen Geburt des Erlösers, des Sonnenhelden, der ihnen als die Verkörperung der sich selbst schenkenden Liebe und opfernden Liebe erschien. Nicht etwa nur sinnbildlich, wie uns spätgeborenen, in einem neuen Weltbilde Lebenden; nein, das Leben auf Erden und alles, was sich hier unten abspielte, erschien ihnen lediglich als Abklatsch dessen, was sich im Himmel — der Welt der Ewigkeit nach ihrem Glauben — und am Himmel vollzog. Und dort sahen sie ja zur Winterzeit alljährlich den Erlösergott, die Sonne von neuem geboren, um den Siegeslauf anzutreten und den Menschen Liebe zu erweisen, sogar durch den Tod.

Weihnachten — das Fest der Liebe!
Ach, man möchte auflachen in schmerzhaftem Hohn, wenn man dies vernimmt. Liebe? Sehen wir nicht überall Lieblosigkeit? Denkt nur an die Hunderttausende von Arbeitslosen, an die Hungernden, die Frierenden, die Enterbten ... alles Kinder des knechtenden, klaffenzüchtenden, ausaugenden Kapitalismus, der nichts von Liebe weiß, sondern nur Lieblosigkeit mit Naturnotwendigkeit gebiert.

Im Menschen lebt, wie in jedem Wesen, der Selbsterhaltungstrieb. Er kann sich verengen zur Selbstsucht, so sehr verengen, daß der Mensch ein grausames Tier wird. Er kann sich aber auch erweitern zum sozialen Trieb; im gesund empfindenden Menschen ist dies der Fall. Im höher entwickelten Menschen veredelt er sich zur Menschlichkeit. Zwischen Selbstsucht und sozialem Trieb schwanken wir hin und her, denn wir leben alle im Zeitalter des Kapitalismus, der die Selbstsucht zücht und den sozialen Trieb verkümmern läßt — mit Naturnotwendigkeit.

Als die Menschen noch in Herden zusammenlebten, war ihr Selbsterhaltungstrieb identisch mit dem sozialen Trieb. Nur so konnte sich der Mensch der Tierheit entwinden, nur so konnten Sprache und Gesittung entstehen. Treue, Aufopferung und alle Tugenden eines sozialen Gebildes sind nicht Geschenke der Götter, sind auch nicht auf Ratsschläge oder Befehle eines Gottes hin entstanden, sondern natürlich gewordene Früchte des sozialen Triebes, gezüchtet im Treibhaus der gesellschaftlichen Entwicklung.

Wo diese so gestaltet war, daß Gewalttätige und Schläue sich vom sozialen Trieb emanzipieren konnten, da stießen sie die betrogenen und geknechteten Mitmenschen ins Elend, da sanken sie selbst aber auf eine tiefere sittliche Stufe hinab, bis ins Untermenschliche zurück; trotz errungenen Gelbes und erlangter Macht.

Wo sich, wie in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, weite Kreise der Menschheit von diesem Trieb emanzipieren, da ist die Menschheit unerlöst — trotz aller schönen Weihnachtslieder von Liebe und Frieden, trotz aller Evangelien vom Erlöser, der vor bald 2000 Jahren geboren sei. Da werden der Profitwirtschaft unerhörte Opfer dar gebracht an Glück und Frieden, an Gesundheit und Leben — der anderen, der Schwachen, Menschenopfer, zahlreicher und unerhörter, als sie den grausigsten Göttern dargebracht werden, zu deren Dienern, den Heiden, unsere Missio-

nare geschickt werden. Menschenliebe wird zur Phrase. Im günstigsten Falle wandelte sie sich um in Wohlthat und Almosen, wodurch die Wunden des Volkskörpers verdeckt, aber nimmer geheilt werden — das beste Merkmal dafür, daß die Gesellschaftsordnung schlecht ist. Da ist nämlich der Mensch nicht mehr Selbstzweck, er ist nur noch Mittel zum Zweck: der Wirtschaft zu dienen und die Profite zu erhöhen. Alles wird in den Dienst dieses Strebens gestellt, das sich vom mitleidlosen Konkurrenzkampfe im eigenen Volk zum erbarmungslosen, menschentumshändenden Kriege zwischen den einzelnen Völkern weiterentwickelt.

So sehr ist die Menschheit durch die heutige Kultur — die größtenteils eine Krage echter Kultur ist — dem sozialen Trieb entwöhnt, daß auch heute noch weite Kreise der Völker trotz des Glanzes des Weltkrieges und trotz Locarno den Krieg für notwendig, gottgegeben, ja heilsam und gut halten! Auch heute noch ist die in den Schulen gelehrt Geschichte Kriegsgeschichte aber nicht Kulturgeschichte. Als Heiden gelten die Verwüster, nicht die Aufbauer mit schwieliger Hand und geistdurchfurchter Stirn. Das Ziel des Strebens ist nicht das Glück und Wohl der Allgemeinheit, sondern der persönliche Besitz, der Reichtum, der Zinsen und Grundrente, also arbeitsloses Einkommen bringt, um das man den Arbeitenden beraubt.

Dürfen wir da von Erlösung sprechen und singen?

Dann wissen wir aber auch: die Erlösung ist sehr irdisch und vollzieht sich langsam in langem, langem Zeitraum. Der Aufstieg der Menschheit aus tierischem Sein in das Menschentum hinein ist diese langsame Erlösung. Diese Erlösung ist die Folge des Zusammenarbeitens aller gesunden Elemente der Menschheit, aller derer, die bewußt oder unbewußt dem sozialen Trieb in sich selbst folgen, der menschlichen Form des Selbsterhaltungstriebes. Sie ist die langsame Befreiung aus

Allen Freunden unseres Blattes
★
Frohe Weihnachten
★
Redaktion und Verwaltung.

den Fesseln des Nichtwissens und Aberglaubens. Denn Nichtwissen erzeugt Haß, und dieser ist der Vater des Todes, wie die Liebe die Mutter des Lebens ist. Liebe zur Menschwerdung bei sich und anderen, das ist die Erlösung. Die Liebe aller gegen alle — das ist ihr Ziel. Und ihr Mittel: die sich selbst schenkende Liebe.

Der Kapitalismus ist auf dem Wege der Menschheitserlösung der Winter. Auch er muß durchgemacht werden! Auch er wird vorübergehen! Er entwürdigt den Menschen zum Werkzeug, weiß nichts von Giebung und Liebe, er kennt nur den Profit. Das Gold ist sein Gott und Heiland.

Der Sozialismus, der Frühling der Menschheit, dem wir zustreben, betrachtet dagegen den Menschen als Selbstzweck. Er will den Menschen zum Menschen werden lassen. Das heißt: in sich selbst entstehen lassen, hegen und pflegen den Willen zum wahren Leben, wie es dem Menschen zukommt, den Willen zu Taten der Befreiung, zum Menschentum, mit einem Worte: das aufrichtige, opferbereite, soziale Wollen.

Wintersonnentwende werde Wirklichkeit in unseren Reihen! Laß in uns den Erlöserwillen geboren werden. Laß groß werden in uns den opferbereiten, tatfrohen Glauben an den Frühling, den herrlichen Frühling unseres Volkes, nein, der ganzen Menschheit!

Jetzt

muß sich jeder um sein Wahlrecht kümmern!

Jetzt wird die Wählerliste mit Hilfe der Wähleranlageblätter zusammengestellt. Jeder muß daher die in den Häusern aufgelegten Wähleranlageblätter sorgfältig ausfüllen und die Dokumente zur Ueberprüfung vorbereiten.

Ausfüllen müssen alle, die bis zum 31. Jänner 1910 geboren sind.

Die jetzt angelegten Listen gelten schon für die Wahl des Bundespräsidenten.

Keiner vernachlässige sein Recht!

Keiner versäume seine Pflicht!

Aus dem Nationalrat.

Der Kampf um die Notaushilfe. — Oesterreichische Kulturlosigkeit. — Der Kampf um die Abgabenteilung hat begonnen. — Ein zweimonatiges Budgetprovisorium.

Die Unternehmervertreter in der Industriellen Bezirkskommission Wien haben vergangene Woche durch einen Antrag auf Verschlechterung der Notstandsaushilfe die Arbeitervertreter in dieser Kommission zum Austritt gezwungen und damit die Kommission selbst gesprengt. Alle Bemühungen, Unternehmer- und Arbeitervertreter zu veranlassen, ihre Arbeit in der Industriellen Bezirkskommission wieder aufzunehmen, sind bisher an dem unachgiebigen Standpunkt der Unternehmer gescheitert, so daß der Regierung nichts anderes übrig bleiben wird, als einen Verwaltungskommissär mit der Fortführung der Geschäfte zu betrauen, womit automatisch die Selbstverwaltung in dieser Kommission aufhört.

Der Konflikt ist von den Sozialdemokraten in einer dringlichen Anfrage am Dienstag im Parlament zur Sprache gebracht worden. Man hat da aus den Reden unserer Abgeordneten Schorsch, Böhm und Baumgärtel erst deutlich erfahren, wie mutwillig und unverantwortlich das Vorgehen der Wiener Scharfmacher am Schwarzenbergplatz ist.

Auf kaltem Wege

wollten sie in der Kommission die Notstandsaushilfe aushöhlen. Das Gesetz über die Notstandsaushilfe besagt ausdrücklich, daß die Gesamtbelastung, die die Unternehmer und Arbeiter an Beiträgen für den Notstandsfonds zu übernehmen haben, 45 Prozent nicht übersteigen darf: in Wien werden erst 12 Prozent eingehoben, während in allen übrigen Bundesländern bereits weit mehr als 12 Prozent zur Einhebung kommen. Die Notstandsaushilfen für Wien könnten mit einer Erhöhung der Umlage auf 25 Prozent leicht gedeckt werden. Dessen haben sich die Unternehmer geweigert und ganz gegen Recht und Gesetz Einschränkungen in der Gewährung der Notstandsaushilfe vorgeschlagen. Die Herren haben sich da als

eine Art Parlamentserfas

gefühlt, obwohl sie wissen mußten, daß das Recht der Kommission, die Unterstützungssätze für die Notstandsaushilfe zu ändern oder herabzusetzen erst in dem Zeitpunkt beginnt, wo im Bereiche der Industriellen Bezirkskommission die höchste Umlage eingehoben wird. Dieser freche Anschlag auf die Interessen der Arbeitslosen und gegen das Gesetz muß abgewehrt werden, sonst könnte das Beispiel der Wiener Scharfmacher Schule machen und zu einem Kampf um die Notstandsaushilfe auf der ganzen Linie führen.

Minister Resch, der verantwortlich ist, wird von seinem Recht, die Umlagen im Verordnungswege festzusetzen, so Gebrauch machen müssen, daß den Arbeitern die volle Notstandsaushilfe gesichert bleibt.

Die Gelben „reden“.

Bei dieser Gelegenheit konnte man zum erstenmal die Herren „Arbeitervertreter“ Lengauer und Lichtenegger vom Heimatblock hören. Das sind wahre Prachtexemplare, „Gelbe in Reinkultur“! Der eine produzierte Lügen, der andere redete von den Sozialdemokraten, just in dem Augenblick, wo der Kampf der Lebensinteressen der Arbeiter geführt wurde. Frage niemand darnach, was und wie sie geredet haben! Eine solche geistige Armut, ein so tiefstehendes Niveau wird man nicht bald in einem Parlamente antreffen. Kemner hat recht gehabt, hier

treffen die Worte: „Großes Maul — kleines Hirn“ vollkommen zu.

Otto Bauer verschenkt seinen Besitz.

Lengauer hat in seiner Rede unseren Genossen Otto Bauer aufgefordert, er solle den notleidenden Arbeitern einen Teil „seines Einkommens aus seinen 6 Fabriken“ zuwenden. Diese schamlose Lüge verbreiten nämlich die Heimatblöcker unangesehen in ihren Versammlungen. Bauer meldet sich hierauf zum Worte und unter schallender Heiterkeit des Hauses ladet er den Lengauer ein, sich morgen bei ihm einzufinden, damit er ihm eine Ehrengensurkunde auf seine 6 Fabriken, alle in seinem Besitz befindlichen Wertpapiere und allen sonstigen Besitz, mit Ausnahme seiner Wohnung, seiner Bücher und eines Sparkassenebuches von einhundert Schillingen zur Verteilung an die Arbeiter übergeben könne. Bauer besitzt nämlich nichts und lebt in den einfachsten Verhältnissen. Der Lügner Lengauer sitzt ganz verdattert da: er wird schon noch lernen, daß man im Parlament nicht ungestraft lügen darf.

Sakenkreuzkultur in Oesterreich.

Nun gelangt eine dringliche Anfrage des Herrn Dr. Hueber, des verstorbenen Justizministers im Kabinett Bauquoin, zur Verhandlung, in der die Regierung aufgefordert wird, den Remarque-Film „Im Westen nichts Neues“ zu verbieten. Nachdem man den Herrn Hueber gehört hat, kann man nur sagen: „So etwas war in Oesterreich Minister!“ Auf den Schwefel, mit dem die Anfrage begründet wurde, braucht man gar nicht einzugehen, denn aus jeder Zeile tritt der Ungeist dieser Menschen geradezu abstoßend zutage. Der Remarque-Film — allerdings ein Antikriegsfilm, aber nach dem Urteil aller, die ihn gesehen haben, sittlich und künstlerisch hochstehend — soll in Wien verboten werden. Das Sonderbarste ist nur, daß die Antragsteller die gesetzlichen Kompetenzen gar nicht kennen und sich mit ihrer Anfrage nur blamieren. Aber man hat bei dieser Gelegenheit das klerikal-nationale Muckertum deutlich kennen gelernt, denn nicht nur die Heimatblöcker und Christlichsozialen, sondern auch die Großdeutschen haben sich für ein Verbot des Films erklärt. Unser Genosse Kores hat ihnen in einer Rede allerdings die richtige Antwort gegeben.

Die Abgabenteilung.

Donnerstag hat der Nationalrat die neue Abgabenteilungsnovelle der ersten Lesung unterzogen. Diese Novelle hat zum Inhalt, daß die Gemeinde Wien 42 Millionen Schilling zu Gunsten der Länder und Gemeinden hergeben soll. Aber die Frage: „Was gibt der Bund“, um die von ihm selbst beklagte Finanznot der Länder und Gemeinden zu bannen, bleibt unbeantwortet. Der Bund will die Sanierung der Länder und Gemeinden vollständig auf Kosten Wiens durchführen, während er sich selber von jeder Verpflichtung drückt. Gerade er hat eingegangene Verpflichtungen bis heute nicht erfüllt. Der Anteil der Länder und Gemeinden an der Vermögenssteuer ist bis heute nicht ausbezahlt. Andererseits behält er das Bundespräzipium von 40 Millionen Schilling jährlich nach wie vor für sich. Daß die Länder in keiner besonders günstigen Lage sind, daß insbesondere die Finanzen des Landes Niederösterreich in schlechter Verfassung sind, kann nicht bestritten werden. Aber

noch schwieriger ist die Lage der Gemeinden und

die Not der Städte und Industriegemeinden

wird von Jahr zu Jahr drohender. Hier muß zunächst die Hilfe einsetzen.

Was die Bundesregierung mit ihrer Abgabenteilung beabsichtigt, ist aber nur Wien finanziell so zu berauben, daß es seine Aufbautätigkeit nicht mehr fortsetzen kann. So soll der Boden für die Unzufriedenheit der Wählermassen, die bisher hinter der sozialdemokratischen Mehrheit standen und die Hoffnung der Bürgerlichen auf die Eroberung des Rathauses zusehends gemacht haben, vorbereitet werden.

Die Länder will man mit dem Gelde Wiens sanieren. Der sozialdemokratische Sprecher Danneberg hat in der ersten Lesung der Abgabenteilungsnovelle im Parlament anerkannt, daß eine Auseinandersetzung mit Wien und Niederösterreich über finanzielle Fragen möglich ist; ein Anspruch der übrigen Länder auf Geschenke von Wien kann aus keinem Titel abgeleitet werden. Da soll der Bund etwas tun! Ebenso hat er die Interessen der Gemeinden gebührend zu berücksichtigen.

Absolut abzulehnen ist eine Erweiterung des Vetorechtes des Bundes auf die Finanzgebarung der Länder und Gemeinden. Der Bund, der bei den Bankenskandalen und anderen trüben Geschichten selbst seine Unfähigkeit bewiesen hat, hat kein Recht, aus der Tatsache, daß da und dort in den Gemeinden Fehler geschehen sind, den Schluß abzuleiten, daß die Gemeindeautonomie noch mehr beschränkt werden muß. Die Vorlage wird dann, nachdem noch Dr. Aigner, Dr. Straßner und Tauschig für die Beraubung Wiens eingetreten sind, dem Finanzausschuß zugewiesen.

Ein zweimonatiges Budgetprovisorium.

Die Regierung hat eine Vorlage über ein zweimonatiges Budgetprovisorium eingebracht. Namens der Sozialdemokraten gibt Paul Richter die Erklärung ab, daß sie gegen das Budgetprovisorium stimmen. Er begründet dies damit, daß man die Taten der neuen Regierung zunächst abwarten müsse, bevor man ihr ein Vertrauen, wie es in der Abstimmung über

ein Budget zum Ausdruck komme, aussprechen könne.

Die Pächterschutzverordnung wird verlängert.

Im Antrag des Verbandes der sozialdemokratischen Abgeordneten sprachen vor kurzem Pölzer und Schneberger beim Landwirtschaftsminister Thaler vor und machten ihn darauf aufmerksam, daß die eheste Verlängerung der Pächterschutzverordnung, die bekanntlich am 31. Dezember abläuft, notwendig ist. Minister Thaler sagte zu, daß die Verlängerung über die Verlängerung in den nächsten Tagen erscheinen werde.

Auch der Schober-Block gegen den Ausnahmezustand bei den Bundesbahnen.

Wir haben bereits darauf verwiesen, daß es der neue Präsident der Bundesbahnen, Dr. Dollfuß, noch nicht einmal für notwendig befunden hat, die Verwaltungskommission der Bundesbahnen einzuberufen, obwohl das Bundesbahngesetz zwingend vorschreibt, daß die Verwaltungskommission alle zwei Monate zusammenzutreten muß. In der Generalversammlung der Eisenbahner hat König mit Nachdruck darauf verwiesen, daß der Ausnahmezustand bei den Bundesbahnen auch in dieser Nichtbeachtung einer zwingenden gesetzlichen Bestimmung besteht. Nun haben auch die Abgeordneten Straßner und Probingner in einer gestern im Nationalrat eingebrachten Anfrage an die Bundesregierung auf diesen ungesetzlichen Zustand verwiesen. In der Anfrage heißt es:

Es muß deshalb mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß die Mitglieder der Verwaltungskommission auf Grund des Gesetzes nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet sind, gemeinsam die Geschäftsführung der Unternehmung „Oesterreichische Bundesbahnen“ zu überwachen. Die Verwaltungskommission hat kein Recht, die Erfüllung dieser Pflicht zu unterlassen.

Die Antragsteller verlangen von der Regierung, daß sie darauf Einfluß nehme, daß die Verwaltungskommission nunmehr in die Lage komme, die ihr vom Gesetz übertragenen Pflichten regelmäßig auszuüben.

Aus dem n.-ö. Landtage.

Eine Arbeitslosendebatte im n.-ö. Landtag.

Im niederösterreichischen Landtag wurde Donnerstag der Antrag verhandelt, der die Sozialdemokraten vor kurzem eingebracht hatten; der Antrag verlangt Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in Niederösterreich.

Der sozialdemokratische Antrag lautet:

„Die Landesregierung wird aufgefordert, bei der Bundesregierung dahin zu wirken, daß in Zukunft die Auflösung bestehender industrieller Betriebe in Niederösterreich, insbesondere der Abbruch und der Abtransport der maschinellen Betriebsrichtungen durch geeignete gesetzliche und administrative Maßnahmen wirksam verhindert wird.“

Die Landesregierung wird aufgefordert, im eigenen Wirkungskreise den ihr unterstellten Behörden die Weisung, daß öffentliche Arbeitsaufträge nur an österreichische Firmen, vorzüglich an niederösterreichische, vergeben werden dürfen, nachdrücklich in Erinnerung zu bringen. Gleichzeitig ist bei der Bundesregierung dahin zu wirken, daß die Bundesbahnverwaltung bei der Vergabe ihrer Aufträge, mit Ausnahme allfälliger Spezialaufträge, welche derzeit in Oesterreich nicht hergestellt werden können, ausschließlich österreichische Firmen be-

rücksichtigt. Ein verhältnismäßiger Anteil der Bundesbahnaufträge ist an niederösterreichische Firmen zu vergeben.

Die Landesregierung wird aufgefordert, bei der Bundesregierung dahin zu wirken, daß die von der Bundesregierung mehrfach zugelegte wirtschaftliche Hilfsaktion für die Industriegebiete Niederösterreichs ehestens eingeleitet werde.

Die Landesregierung wird aufgefordert, vom Bunde endlich die mehrfach geforderte Uebernahme von 1265 Kilometer Bezirksstraßen in die Bundesstraßenverwaltung zu erwirken. Die hiedurch freiverwendenden Beträge sind zur sofortigen Inangriffnahme dringender Ausbesserungsarbeiten auf anderen Bezirksstraßen zu verwenden.

Die Landesregierung wird aufgefordert, die eheste Inangriffnahme der projektierten Fluß- und Bachregulierungen und Dammschuttbauten zu veranlassen und hierfür seitens des Landes die erforderlichen Mittel bereitzustellen.

Die Landesregierung wird aufgefordert, bei der Bundesregierung die sofortige Inangriffnahme der Bauarbeiten an den projektierten Bahnlinien Kirchschlag—Luschnitz—Zöbern und Neuberg—Kernhof unter grundsätzlicher Zusage einer angem-

Unter Schwarzwaldtannen

(23)

Roman von Luise Westkirch

Konrads Augen funkelten wie glühende Kohlen in dem eingefallenen Gesicht. Auf den Wangen brannte ein unnatürliches Rot. Baffiller, der sich den zahlungsfähigen Kunden zu verpflichten gedachte, ging hinaus und holte einen trockenen Kock. Über Stadinger achtete gar nicht darauf. Er hatte den Kopf wieder auf die aufgestützten Arme fallen lassen und brütete vor sich hin. Da ging Baffiller leise wieder hinaus. Mochten die Kunden unter sich bleiben. Ein Kluger weiß lieber nicht zu viel.

Mit untergeschlagenen Armen beobachtete Sepp den in sich Versunkenen.

„Ker! Wann i's nit erlebe tät, i würd's nit glauwe,“ sagte er endlich. „A Prachtmensch wie du, gesund wie a Hirsch im Wald — und sich das Lebe verderbe lasse, weil a hochnassige Bauerndirn ein reichere Lm vorgezoge hat. Sackerlot!“

Konrad fuhr auf. „Was weischt du?“ Sepp zuckte die Achseln. „Die lache ja bloß über dich.“

„I sag dir, sie lache nit.“

„Narr! Als ob du bene was an habe könntsch. A Geldprosz hat hundert Häut, dem kommst nimmer bis ans Blut. Deinen Schabernack lehr er sich noch in einen Profit um. Wann du das stattlich Haus sehe könntsch, wo der Wiesbacher sich von den Brandfassegelbern gebaut hat!“ Er wandte sich zu Traut, die eben ein Tablett mit dampfenden Gläsern hereintrug. „Gelt, Traut hab i nit recht. A stolzeres findstsch im ganze Schwarzwald nit? No, Prosz, Konrad!“

Er nahm eines von den Gläsern, die Traut hinstellte. Sie nickte nur stumm, hatte die Lippen auseinander gepreßt und sah mit bösem Blick vor sich hin.

„So! So!“ sagte Konrad höhnißch. Und Sonntags fährt die Frau Bäurin in einem neue Wäglele zur Kirch — ischt ja allerweil a Fromme gewese — und zeigt ihr seib'nes Gewand und die goldene Kette.“

„Gefehlt,“ entgegnete Sepp. „Sehe laßt sich die Dedwaldbäurin nit oft unter de Deut. Hocht allerweil daheim und betet mit ihrem Mann. Weischt, a Turlettaubepätle halt. A Büble ischt au schon da, wird gehalten wie a Prinz.“

Konrad schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Groggläser aufflogen und der heiße Trant auf die Platte floss.

„Und i sag dir, wann i gewollt hätt —“ Er brach ab. „Traut! Bischt leicht zur Salzsaül worde? Hascht doch sonstsch Tollheite genug im Kopf gehabt. Geh her, sing a Lied! A echtes Schelmlied! I will lache! lache!“

Sie stand störrisch, die Arme verschränkt.

„I sing nit.“

„Geh, Traut —“

„Naa! Hascht mich a einziges Mal gefragt, wo mir'sch gange ischt die lang, lang Zeit? Hascht mich nur angeschaut? All deine Gedante sind bei dem blonde Affegesicht.“

„Wann i an sie denk,“ sagte Konrad zwischen den Zähnen, „in Lieb ischt's wahrlich nit.“ Er sah sie Traut um den Leib und lachte wie toll. „Närle, du! Weischt's dann nit mehr, daß wir zwei z'sammegehöre? Hab zwei Armehauskinber, über die das ganze Enzthal Weh und

Peter schreit? Mit seinem Nächstschte macht mer lei Umständ, halt weil er einem der Nächstschte ischt.“

Sie sah ihn unter zusammengezogenen Brauen hervor an.

„Sprichsch im Ernstsch?“

Er küßte sie.

„Da hascht den Stempel auf die Neb.“

— Sing, Närle! Sing.“

Sie ging zum Spind, nahm die Zither und, sich auf den Tisch zwischen die Männer hockend, begann sie.

„Ganz was Neues halt. Paßt auf!“

Weich war die Stimme, die Lieber fremdartig, frech und glutvoll wie das Mädchen selbst.

Konrad hörte nur halb. Seine Gedanken wanderten.

„Au denke,“ sagte er, als Traut endete, „daß i allerweil a schneidiger Unteroffizier sein könnt! Einer, vor dem der Schandarm an den Helm greift, und wo die Mädle sich die Auge nach ausguckel! Oder“ — Eine Falte grub sich tief in seine Stirn. Ungebändigte Wildheit brach aus seinen Augen: „Ober daß i allerweil auf'm Schürmeierhof siße könnt als der Erb, der Herr — wann i a Mann gewese wär an dem Abend unter den Fünff Tannen! Wann i mich nit hätt narre lasse von a paar falsche Mädlesauge, schrecke von einem falsche Mädles! wur!“

Er „ang auf. „Hahaha! Luschig! — Bin der Stadinger, der Lump! Der wüßcht Konrad! Der seine letzte Stund entgegengeuckel! Ober luschig kommt sie ihm, meiner Sig! A schönes Mädle! A guter Schluß! Zuhu!“

Er brach ab, stand horchend, einen Fuß fluchtbereit vom Boden gelockert, die rechte Hand suchte hastig unter der Weste. „Der Schandarm!“

„'s ischt a Vogel, wo am Bade hinstreift,“ beruhigte Traut. „Hab lei Angstsch.“

„Angstsch? — I hab lei. I pfeif auf mei Lebe. Und auf meinen Tod pfeif i au. Bloß — einen Tag muß i noch habe! Eine Stund. Wer mir die nehme will, mag sich vorsehe.“

Die Hand kam unter der Weste hervor. Der Lauf eines kleinen Revolvers blinkte drin. Traut schrie auf.

Aber Sepp, der auf den Behen auf die dunkle Diele geschlichen war, von da aus man unbeobachtet die Vorder- und Rückseite des Hauses bespähen konnte, beruhigte.

„'s ischt nig. 's ischt lei Menschenseel um den Weg.“

Langsam steckte Konrad die Waffe wieder ein. „Nachher freut's mich für den Greifer.“

„Traut,“ sagte Sepp, sich umwendend, „was ischt dees für a Gelump mit dene einzelne Gläser Grog? Glei brausch die Suppeterrin voll. Die tusch hier auf den Tisch seße, daß mer nachfülle kann.“

Als das Mädchen draußen war, wandte Sepp sich an Konrad.

„Menschelind! I begreif dich amal nit. Hascht a Rechnung glatt zu mache, gut. Nach's glatt. Aber was redschst alsfort von deiner letschte Stund? Zum Teufel lährsch immer früh genug. Erscht tät i mal lebe wolle.“

Konrad hob den Kopf. „Hab i's nit versucht? — I siß drin in der Mausfall! Da ischt lei Tür.“

„Wo hascht's denn als versucht?“ fragte Sepp ungeduldig. „Rei hundert Meile bischt weg gewese! Und freilich, in Europa ischt der Bode zu heiß für dich.“ Er trat näher. Er beugte sich über Stadinger. „Nach übers Wasser 'nüber, Konrad! I mach mit.“

„Uebers Wasser? — Narr, bischt so reich? — I nit.“

„'s Geld schaffst sich.“

„Schaffst sich?“

„Bald du noch der Alt bischt, noch Kurasch im Leib hascht.“

Konrad riß den Kock auf. „Warum nit? Warum nit? — Bloß lange müsch't's au. Dees sag i dir, um a Dreck wie bazumal sang i nit erscht an.“

„'s langt. Deesmal langt's. I hab die Auge offe gehalten, all die Zeit vorgearbeitet. Bischt grad zurecht komme. I hätt die Sach sonstsch allein gemacht. Aber zwei, dees ischt sicherer, und du bischt mir wie a Bruder.“

Konrads Herz schlug unruhig. Leben! Freiheit! Neu anfangen! Gab's das noch für ihn?

„Zuerstsch, da schau her.“ Sepp griff in die Brusttasche. „Da hab i zwei Pässe. Einer ischt für mich. Der ander paßt wie photographiert für dich. Dadermit kannsch in Breme oder wo du willst auf's Schiff steige und fahre, wohin dir'sch beliebt. Darfscht ihn glei einstecke. I verehr dir'n.“

Konrad griff hastig nach dem Papier, las in steigender Erregung.

„I dank dir, der ischt gut.“

„Konrad, im ganze Enzthal ischt nit einer, der so viel Warmherzigkeit mit dir hat wie mit eme fremde Hund. Sei lei Narr! In zwei, drei Tage kannsch auf'm Wasser schwimme. Und wann du erscht dahinte in Kalifornien oder in Florida beinen Aker bauscht, fragst lei Delzel, was hier gewese ischt.“

„Da könntsch recht habe.“

Traut, die eben mit der Punscherrine ins Zimmer getreten war, stieß einen wilden Schrei aus.

„Fortimache willstsch?! Fort für immer?“

Sepp legte ihr seine Hand schwer auf den Mund.

„Bischt still, Narr! Du gehsch ja mit. Wir gehe alle drei.“ Er blinzelte Konrad zu.

„I geh mit?“ stammelte Traut zwischen Tränen und Lachen. „Istsch dees wahr, Konrad? Du nimmstsch mich mit?“

„Bald du willstsch.“

„I will! I will! Was hab i dann hier. Ja, weit, weit fort! Konrad, i geh mit! I geh mit! Und i hab auch a Sparrassebuch in Calmbach. Brauschsch nit viel für mich zu zahl. Aber gelt! Laß mich nit zurück! Du! Du!“ — Sie fiel ihm um den Hals und küßte ihn. „Ueberall hin geh i mit dir.“

„Dadrauf wolle wir trinke,“ sagte Sepp.

Die Gläser klangen zusammen. Ueber sie weg begegneten die Augen der drei Menschen einander. Heiße Lebensgier lohnte aus aller Blick.

Konrad riß Traut an sich. Indem er ihr Gesicht mit Rüssen bedeckte, meinte er das Leben selbst in den Armen zu halten, das er sich schon entgleiten gefühlt hatte. Warm floss ihm das Blut wieder durch die Adern und schauerte zurück vor dem kalten Grab. Sepp hatte recht. Das Leben war schön! Das etendste Leben noch war

schön. Ein Narr, wer es nicht festhielt mit aller Kraft! Um jeden Preis! —

Die Septembersonne war noch nicht herauf. Vor der Tür des neuen Hauses auf dem Dedwaldhof scharrten angespannt die Braunen. Beim Schein der Laternen legte die Bäurin ihres Mannes warmen Ueberzieher nebst der Wagendecke auf den Vorderstisch und verstaute verschiedene Pakete auf dem Rücksitz. Franz Wiesbacher fuhr zum Viehmarkt nach Pforzheim. Der Großnecht mit einem Wagen voll halb-wüchsiger Ferkel und fünf jungen Kühen war schon vor zwei Tagen aufgebrochen. Wiesbacher selbst gedachte nur bis Wildbad das Gespann zu benützen, dort Pferde und Wagen einzustellen und in den Frühzug zu steigen. Auf diese Weise konnte er schon gegen Mitternacht zurück sein. Er blieb ungerne lange aus seiner Wirtschaft fort. Aber der hohe Wert der Tiere, die er diesmal auf dem Markt hatte, forderte seine persönliche Gegenwart. Er wollte auch Geld von der Sparkasse beheben zur letzten Auszahlung an den Zimmermeister seines Hauses.

Er stand und teilte dem Jungknecht und dem Hüterbus die Tagesarbeit zu, die letzten Wurzelknorren aus einem abgeholzten Stück Land zu graben, das neu aufgeforstet werden sollte. Die Bäurin würde ihnen das Frühstück mitgeben. Von dem fast eine halbe Stunde entfernten Arbeitsplatz brauchten sie erst zu Mittag nach Haus zu kommen.

Wiesbacher trat zum Wagen. Ehe er aufstieg, wandte er suchend die Augen nach Annmarei um. Da kam sie die Stufen vor dem Haus herunter, ihr Bübchen, das sie zum Schutz gegen die frische Morgenluft in einen dicken Schal gewickelt hatte, auf dem Arm tragend.

Er lächelte. „Bringscht's Kind aus sei'm beschte Schlaf au dahergeschleppt?“

„Daß du ihm a Behüt Gott! sagscht Franz, eh du fortsfahrst.“

„Geh du! A Reis um die Welt tu i deesmal nit mache.“ Aber er beugte sich über das Bübdelchen und sah liebevoll in die neugierig nachdenklichen Augen, die wie zwei Sterne aus der warmen Umhüllung in die Dämmerung leuchteten.

„Behüt dich der liebe Gott heut und allerweil, mei lieb Büble.“

„Nach mich nit aus. I mein, der Tag ischt ihm lei gesegneter, wo sein Vater ihn nit wenigstens einmal freundlich angeschaut hat. Mir wär er's au nit. Behüt dich Gott, Franz. A gute Reis und frohliche Heimkehr.“

„Das walt Gott, mei liebe Frau.“

Er stieg auf den Rücksitz und ergriff die Bügel. Ein kurzes Schnalzen mit der Zunge, und in raschem Trab rannten die Pferde in den dämmernden Morgen. Ueber die abgeernteten Felder flackerte der Schein der Wagenlaternen in langgezogenen, unruhigen Lichtstreifen, bis Pferde und Wagen an der Ecke im dichten Tannenwald verschwanden. Bis sie verschwanden, stand die Frau auf dem Treppenaufgang vor der Haustür, das Kind im Arm, und sah ihnen nach. Dann wandte sie sich mit einem unterdrückten Seufzer ins Haus zurück. Sie hatte es noch nicht gelernt, ohne ihren Mann zu sein. Die Tage, da Geschäfte ihn hinunterriesen ins Tal, wurden ihr immer sehr lang. Aber sie kämpfte tapfer gegen das Gefühl von Trauer und Unruhe, das sie beschleichen wollte.

Sie brachte den Knaben zurück in sein Wiegenbettchen, der, sich erst jetzt der Störung in seinem Morgenschlaf bewußt werdend, zu weinen anfang, leise, gedämpft wie alles auf dem Dedwaldhof, wo sog

die Säuglinge nicht mit voller Lungenkraft schreien.

Nachdem das Kind versorgt war, trat Annamarei zum Herd, kochte die Morgensuppe und trug sie in die Stube. Sie wunderte sich, niemand dort zu finden. Der Ruckel meldete eben halb sechs, und Unpünktlichkeit war auf dem Dedwaldhof nicht Brauch.

Als sie auf den Hof trat, die Säumigen zu rufen, sah sie alle vier beim Brunnen stehen, die Köpfe eifrig zusammensteckend, die Hände lebhaft bewegend. Sobald sie die Bäurin erblickte, kamen sie eilig herauf, schweigend, links. Der Hüterhub begann das Tischgebet zu sprechen.

„Komm, Herr Jesu Christ, sei unser Gast und segne —“

Aber beim „segne“ blieb er stecken, die Lippen zitterten ihm, und die Augen zwinlerien. „Mir ischt so gruselig, Bäurin.“

Ernst und ruhig sprach Annamarei das Gebet bis zum Amen. Dann fragte sie, die Suppe auf die Teller füllend: „Wege was ischt dir gruselig, Baschian, sag?“

Der Jungfnecht fuhr sich durch sein rotes Haar. „s ischt a böse Geschicht, Bäurin. Der Briefbot ischt ebe vorbei, nach Meischtern zu. Der hat's mitgebracht. Der wüsch! Konrad tut wieder in de Berge spuken. s ischt geschier a Mann überfalle worde.“

Annamarei, die den Wöfel mit Suppe zum Mund erhoben hatte, legte ihn auf den Teller zurück. Sie fühlte sich wie gelähmt.

„Der Jud, der Nathan ischt's,“ ergänzte die Jungmagd rasch, „der, wo den große Spitzstand in Wildbad hat. Wie er mit seinem Wochenerlös nach Herrenalb hat wolle, wo er zu Haus ischt, habe zwei Männer mit schwarze Gesicht ih zu Bode geworfe und ausgeraubt.“

Annamarei versuchte zu sprechen. Die Zunge, schwer wie Blei, gehorchte nicht.

„A Fuhrmann aus Dobel hat'n aufgelese. Er liegt krank vor Schreck, der arme, alte Mann.“

Babette, die alte Wogd, seufzte. „Wie i jung war, bischt im dickste Wald bei Tag und bei Nacht sicher gewese. Schlösser an den Türe hat's lei gegeb. Metweil lamscht deinem Nachbar nit traue.“

Hier stieß die Jungmagd ihre Kammerdin in die Seite. Die Bäurin hörte gar nicht; sie starrte wie geistesabwesend auf ihren Teller.

„Müsch dir die Sach mit so zu Herze nehmen, Bäurin,“ tröstete sie gutmütig. „Der Bauer ischt a kräftiger Mann und fährt auf 'nem Woge. An so ein traue sich die Schnapphahn nit ran.“

Annamarei hob das Haupt. „Ja, Gott wird ihn schütze. — Laßt's euch nit beirre, weil i nig esse kann. Mir ischt der Schreck aufs Gemüt geschlage.“

Sie stand auf, schnitt die Frühstücksbrote für die Knechte.

Sobald die beiden abgegessen hatten, brachen sie auf. Die Jungmagd nahm den Messkübel, um die Küche draußen auf der Wiege zu wachen. Babette ging zum Bohnenbrechen in den Garten. Annamarei blieb allein.

Es lag ihr wie eine Last auf der Brust. Der Kopf war ihr wirr und wüßt vor Angst. War Konrad wirklich zurückgekehrt? Kling nach einem Jahr der Gnade die Verzweiflung? Vor dem Kreuz, das über ihrem Platz am Einbau hing, fiel sie auf die Knie. „Heiland! Erbarm dich seiner und meiner!“

Aber die Angst wich nicht. Sie ging zu ihrem Knaben, wusch ihn, kleidete ihn an, und sein Ballen und Bachen verscheuchten auf Augenblicke die Schreckbilder ihrer Phantasie. Seine Unschuld schien ihr wie ein Schild. Sie wollte ihn nicht von sich lassen. Sie trug sein Bettchen in die Stube. Die Sonne war inzwischen aufgegangen. Hell fielen ihre Strahlen durch die kleinen Fensterscheiben auf den weißen Sand der Dielen und über die Wiege, daß des Kindes Härchen flimmerten wie Gold. Gleichmäßig tickte die Uhr. Und wieder ließ Annamarei schwer auf die Seele: Ein Reich seligen Friedens um dich her. Über draußen wütel der Kampf, tobten die Kämpfer und durch deine Schuld rei-

chen sie herein bis zu dir, lassen dich nicht zur Ruhe kommen in dem Friedensreich, das dein Mann dir bereitet hat.“

Ein Luftzug strich über ihren Rücken, hinter ihr hatte sich die Tür geöffnet. Sie wandte sich um und schrie nicht einmal auf.

Der dort auf der Schwelle stand, hoher, das Gesicht gezeichnet von Entbehrungen und wilden Seelenkämpfen, war ja nur die Verkörperung des Schreckbildes, das seit Monaten in ihrer Phantasie lebte. Einmal hatte es Wirklichkeit werden müssen. Reungslos stand sie, erstarrt in einem Grauen, das ihr sogar zu atmen wehrte.

Er zog die Tür ins Schloß. Langsam trat er näher.

„Dedwaldbäurin — kennst mich noch?“

Er lachte höhnisch auf. „Gib dir kei Müß, s sieht uns kein's, s hört uns Hilfesuchend wandte Annamarei den Kopf, zerdrückter Leidenschaft, zerriß den Bann.

Die Stimme, rau, gebrochen von unkeim's. I hab's gut abgepaßt. Lang genug schleich i ums Haus. — No, Dedwaldbäurin, hascht lei „Grüß Gott“ für mich? Denkscht dir leicht, warum i komm. Grad a kleine Rechnung hätte wir zwei zu begleiche, eh daß i fortmach für immer. Den Mensche sollsch mit zurückgebe, der i gewese bin vor zwei Jahre in Stuttgart bei de Soldatel Verstehtsch? Den glückliche, den rechtschaffene Mensche, wo dei Spiel zerbroche hat. Gib mir'n zurück!“

Er war dicht herangereten. Die Verzweiflung gab Annamarei endlich Stimme.

„Konrad, das Leid, wo i dir angetan hab, brennt mir auf der Seel Tag und Nacht. Wer a absichtlich Spiel, i schwör dir'sch — ischt mei Tun nit gewese. — Und — du hascht dir dei Nach schon genommen. — Konrad!“ schrie sie auf.

Er stand vor der Wiege. Mit düsterem Blick starrte er auf das Knäbchen, die Unterlippe beißend, als zwinge er gewaltsam einen auslöschenden Grimm hinunter. So furchtbar war der Ausdruck in seinem Gesicht, daß Annamarei sich mit einem Aufschrei wischen ihn und die Wiege warf.

„Am Gottes wille! Du wirsch doch meinem Bube nig zuleid tun?“

Einen Moment sahen sie einander in die Augen. Dann fragte er leise, langsam: „Dedwaldbäurin — warum hascht du mir bei Wort gebröde?“

„I hab dich nit kennt, Konrad, als i dir'sch oebe hab, und mich selbstst au nit.“

„Leicht hascht mich gar nie gern gehabt, was, Dedwaldbäurin?“

„Wohl. I hab dich gern gehabt. Aber die rechte Lieb ischt's nit gewese.“

„Ja so. Zu der rechte gehört a Haus, a Hof, a Geld.“

„A Vertraue gehört dazu. I bin nur a armes, furchtsames Ding, dees weischt, Konrad. I brauch einen, der mich nit sich in die Höß reißt. Du aber hascht mir au nig gebe könne als Trost, Bitterkeit und Haß, weil du halt selbstst von nig anderem gewußt hascht. Den Frieden, nach dem mei Seel verlangt hat, sei i denke kann, die echte Lieb, die geduldig und barmherzig ischt, die nit eifert, nit verdammt, sondern vergibt und emporehbt, die hab i erscht lenne lerne im Haus vom Wiesbacher. Die hat erscht der Dedwaldbauer mich gelehrt.“

„Du liebscht deinen Mann? Liebscht ihn mehr als mich?“

Konrad packte ihre Schultern, rüttelte sie. „Und dees wascht mir zu sage, du!“ Blut trat in seine Augen. Er war grauen-erregend in seinem Zorn. Aber in ihr war der Mut der Begeisterung.

„I lieb ihn! Ja, i lieb ihn! Von ganzem Herze! Von ganzem Seel. I lieb ihn — und wann i glei drum sterbe muß!“

„Dees könnt geschehe,“ sagte Konrad kalt. Suchend fuhr seine Hand in die Brusttasche. Dann hielt er inne und ließ sie los. „Nein. Nit du.“

Er wandte sich langsam zur Tür. Aber sie ließ ihm nach und hielt ihn an den Händen fest. Sie wollte nicht, woher ihr der Mut kam.

„Konrad! Du wirsch meinem Mann lei Leid tun! Du berstcht nit!“

„Mit dem Dürse bin i fertig, Dedwaldbäurin!“

„Konrad! Konrad! Du müsch mit anhöre! Um all der gute Stunde in unsrer Kindheit wille, um all der Träne wille, wo i um dich geweint hab!“

„Geweint — um mich?! — Wäg nit, Dedwaldbäurin.“

„I lüg nit, lüg nit in dera Stund! Beim Kreuz unseres Heilands da oben — es hat lei Mutter mehr Mächt um ihren Sohn geweint und gebetet als i um dich.“

„Haha! Um mich! Beim Dedwaldbauer! Bei dem Mann, den du lieb hascht, du glückliche Frau du!“

„I hab ihn lieb, aber glücklich? Wie kann i glücklich sein, wann i weiß, daß du in Schand und Sünd in der Welt umherirrscht, gehezt wie a wildes Tier? — Weischt denn nit, was du mir bischt trost allem? Weischt, i kann mei Gefühl für dich aus'm Herze reiße wie a Büschel Unkraut? O Konrad: auf meine Kniee bitt i dich! Bischt so a geschäcker und kraftvoller Mensch! Weid doch a guter auch.“

„Sell ischt vorbei, selbst wann i wollt — s ischt zu spät.“

„s ischt nit zu spät dazu, niemals! Unser Herrgott hält die Tür der Gnade offe für jeden Menschen, der ernsthaft trachtet, sich zu bessere. Und lei Sünd ischt so groß, daß einer sie nit gut mache könnt einfach durch ehrliche, gute Wille. Dees Wort hab i nit aus mir selbstst. Der Wiesbacher hat's zu mir geyroche in der Stund, als sei Haus und Hof niedergebrennt ischt, und i ihm hab eingesteh müsse, daß der Schlag ihn trifft um meinetwille, wege meiner Lieb zu dir, Konrad. Von dir hat er'sch gesagt, Konrad. Er hat dich nit verlore gegeb, dem du so Arges zugefügt hascht. Um Gottes wille! Gib du dich nit verlore. Raff dich z'samme mit aller Kraft. Du kammst'sch, bald du willst.“

Er antwortete nicht. Er stand und sah ins Leere. Die Worte, die ihn unrauschten, hörte er kaum deutlich, nur den Klang der Stimme, und der wirkte auf ihn besänftigend, einlullend, wie immer schon seit seiner Kindheit. Es war alles anders, als er sich's gedacht hatte. Seit Monaten spannten seine Wut und seine Rachsucht auf diesen Augenblick. Nun war der Augenblick da — und Wut und Rache fanden keinen Angriffspunkt. Die Stille, der Friede des Hauses stumpften ihre Schärfe. Annamarei's Tränen lösten sie auf.

Derweil redete Annamarei, durch sein stumpfes Schweigen ermutigt.

„Leicht brauchschst a Hilf, um dich aufzurichte, Konrad. Leicht brauchschst die Mittel, um fortzumache von hier, wo sie dir'sch wohl nimmer gönne werde, a besseres Lebe anzufange. Was i vermag, Konrad, was in meine Kräfte steht, dees sollschst habe. I wollt ja Gott auf den Kniee danke, wann du mir nach Jahre von drübe schreibe tätscht: I bin a rechtschaffener Mensch, i bin a glücklicher Mensch. Konrad! Laß mich dir schaffe, was du brauchschst.“

Da hörte er plötzlich wieder, und im Augenblick schlug sein Zorn flammend auf. Er fühlte es mit Wonne.

„Da schaut's hinaus? Abfinde müschschst mich mit Geld! Mit Geld! — O du! Du! Still bischt!“ Er schrie's. Und dann nach einer kurzen Pause, während Annamarei verächtlicher in sich zusammenfaß, sagte er leise, langsam: „Und wann i glei am Verschmache wär, Dedwaldbäurin — der Pfennig soll mir zum Fluch werden i je aus deiner Hand annehm!“

Er riß die Tür auf. Ehe sie sich bejann, ihn zu rufen, zu halten, war er aus dem Haus verschwunden. Sie ließ ihm nach auf den Hof. Er sollte nicht fortgehen! So nicht! Aber der schwarze Wald hatte ihn schon verschlungen. Sie sah den Weg nicht mehr, den er gegangen war.

Flüchtig wie ein Wild eilte Konrad zwischen den Fichtenstämmen hin, im Aufbruch seiner Gefühle, doch mit angespannten Sinnen jede Vogelstimme, jedes Zweigrauschen beachtend in der nimmer schlummernden Wachsamkeit des Verfolgten. Aber er hatte seinen Stolz wieder,

fei. Des freute er sich. Das ihm angetane Unrecht abtaufen! Die gebrochene Treue abtaufen! Ah, gut! Gut! Nun war er wieder er selbst. Aber indem er bergab, bergauf durch die Waldesnacht rannte, in die nur als seine, lichte Tupfen der Glanz der steigenden Sonne drang, fühlte er etwas Schweres sich ihm an die Glieder heften, eine ihm fremde, körperliche Müdigkeit, ein Ueberdruß, vor denen sein Zorn wieder blaß und kalt wurde. Vor sich sah er beständig Annamarei's bittende Augen, ihr leuchtendes Blau ganz ertrunken in Tränen. Abtaufen! — War das denn ein Handel gewesen? Weint man, wenn man schachert? War's nicht vielmehr gewesen, wie wenn eine Schwester einen geliebten Bruder retten möchte?

In einer Tannendickung warf er sich auf den Boden. Das Gesicht wühlte er in Moos und Tannennadeln. Nichts sehen! Nichts hören!

Aber indem er sich gegen die Außenwelt abschloß, wurde die Erinnerung an das Erlebte nur lebendiger. Jetzt hörte er auch deutlich die Worte, die Annamarei zu ihm gesprochen hatte, jetzt fühlte er ihren Sinn. Nicht um Geld und Gut, nicht um Ehr und Ansehen hatte sie sich von ihm losgerungen.

In ihm selbst lag der Mangel. Weil er nicht die Kraft hatte, sie emporzutragen, nicht die Liebe, die Geduld — und der andere, der andere hatte sie. Ja, damit war's vielleicht gar nicht die Schlechtigkeit der Menschen allein, was ihn zum Lumpen, zum Verbrecher gemacht hatte. Vielleicht war diese Schlechtigkeit, die ihn erbitterte, bloß Unverständnis, Unbedacht gewesen, und war er nur selbst ein anderer, er stände als Sieger da, nicht als Bestogter. Zum ersten Male in seinem Leben durchzuckte ihn als dumpfe Ahnung diese Erkenntnis. Sie machte ihn nicht froher, unsicherer, müder. Seinem Trost brach sie das Knochengerüst aus. Wenn er selbst sein schlimmster Feind gewesen war, wen hatte er anzuklagen? Wenn er verloren war durch eigene Schuld, wem sollte er seinen Fall rächen?

Mit Unruhe fühlte er: etwas in ihm, um ihn hatte sich verschoben in dieser Viertelstunde auf dem Dedwaldhof und würde sich nimmer wieder zurückziehen. Er sah die Welt anders, als er sie je gesehen hatte, auch das Weib, das er liebte. Die Annamarei auf dem Dedwaldhof war nicht die Annamarei, die er unter den „Fünf Tannen“ in den Armen gehalten hatte. Sie war aufwärts gewachsen seit jener Stunde, und er hinab. Nun reichten seine Liebe und sein Haß nicht mehr zu ihr hinauf. Es ging ihm wie in seiner Kindheit, als seine Mutter ihn einmal mitnahm in katholisches Land. In knabenhaft Frebelmut hatte er nach einem Heiligenbild geworfen, das hoch an einer Hauswand schwebte. Aber wie er sich onstrenge, seine Steine trafen kaum die Wolken zu den Füßen der Heiligen. Unverletzt und mild fuhr sie fort, auf ihn herunterzulächeln. So war's mit Annamarei. In Wolken schwebte sie über ihm, erhaben, mild und fremd, so fremd, daß er sich wunderte, wie er jemals den Mut gefunden hatte, sie an sich reißen zu wollen — wunderte, nicht weil er ein Habenichts und sie eine reiche Erbtöchter war, sondern vielmehr wegen ihres verschiedenen Ranges als Menschen.

Als er den Kopf hob und die Augen aufschlug, war dunkle Nacht um ihn. Er stand langsam auf. Verdrossen ging er zum „Schwarzen Auerhahn“. Er schlich um das Haus, sah zu den Stubensfenstern hinein. Nur ein paar Holzfaller saßen vorn beim Schoppen. Die Hinterstube war leer. Er trat vorsichtig ein, klopfte an das Schiefensterchen der Küche.

„A Nachteste müsch l.“

Sepp, der auf dem Schimmel beim Herd gehockt hatte, kam gleich heraus, nahm ihn beim Arm, schob ihn eilig in die Hinterstube.

„Endlich! Endlich! I mein, du kommst gar nimmer. Zeit ischt's. Sappermoscht! — Fertig mit der Abrechnung? He?“

„Fertig — ja. Fertig.“

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachts-Beilage.



Weihnachtsglocken!

Vom Kirchturm hoch oben
Lönen die Glocken.
Sie preisen und loben
Gott, und frohlocken.

In lustiger Höh;
Der Welt entrückt,
Erreicht sie das Weh
Nicht, das uns bedrückt.

Das menschliche Leid,
Droß, Hunger und Schmerz,
Die Not der Zeit
Fühlt kein Glockenerz.

Drum können die Glocken
Im Kirchturm droben
Leicht frohlocken,
Um Gott zu loben.

Heinrich Heine.

Ferdinand Hanusch

Weihnachtsabend.

Mein Vater ist Fabrikarbeiter, meine Mutter Wäscherin. Ich kam nach Absolvierung der Bürgerschule zu einem Kaufmann in die Lehre und träumte davon, als Großhändler Millionär zu werden. Vor zwei Jahren machte ich mich selbstständig, wurde aber in kurzer Zeit bankrott, da das Geschäft, mit ungenügenden Mitteln gegründet, nicht lebensfähig war. Nach Verbüßung einer zweimonatigen Kerkerstrafe ging ich mittellos in die Fremde. Einige Monate trieb ich mich herum, dann wurde ich aufgegriffen und per Schub in die Heimat geschickt. Jetzt bin ich im Begriffe, in Bräun meine Eltern zu besuchen, um vielleicht doch noch einen Rettungsanker zu finden.

Mit diesen wenigen Worten stizzerte mir mein Reisegefährte seinen Lebenslauf. Er war von kleiner, fast zwerghafter Gestalt. Seine mageren Beine stakten in großen Pantoffeln, die der ganzen Figur einen tomischen Anstrich verliehen. Sein ganzes Wesen hatte etwas Gebücktes.

Wir hatten soeben die Höhe erreicht, von der man die Stadt Bräun überblicken konnte. Obwohl der Himmel klar, lag doch über der Stadt eine braune Rauchmasse, die den vielen Schloten entstieg. Das Häusermeer, aus dem der Spielberg, die Foklerkammer der Reaktion, fest emporsteigt, lag vor uns. Ein unbestimmbarer, gedämpfter Lärm, unterbrochen von den schrillen Pfiffen der Lokomotiven des Bahnhofes, drang aus dem Häuserlabyrinth zu uns herauf.

Handwerksburschen bekommen immer Herzklopfen, wenn sie gezwungen sind, eine größere Stadt zu passieren. Einerseits ist die Gefahr, abgehangen zu werden, in der Stadt bedeutend größer als auf dem Lande, andererseits kommt einem das eigene Elend dort mehr zum Bewußtsein. Die großen Auslagen mit den vielen aufgeschickelten Waren, die feinen Restaurants und Kaffeehäuser, die gut gekleideten und gut genährten Menschen, alles das wirkt niederschmetternd auf den armen Teufel, der, verfolgt von den strengen Augen der Wächter des Gesetzes und den verachtenden Blicken der Vorübergehenden, durch die Straßen schleicht.

In Gedanken versunken, kamen wir in die Stadt. Es war zur Mittagsstunde.

Tausende abgehärmte, bleiche, rußige Gestalten strömten gleich Gespenstern aus den Fabriken, füllten die Straßen, um im nächsten Moment in den Brauntweinschenken und kleinen Gasthäusern zu verschwinden.

Wie bedauernd diese Armen sein mochten, ich verfolgte sie doch mit neidischen Blicken. Sie hatten Arbeit, hatten, wenn auch schlechte, so doch regelmäßige Nahrung, und konnten nachts ihren müden Körper in einem warmen Bette zur Ruhe legen.

Es ist niemand so arm und unglücklich, um nicht von einem noch Armeren oder Unglücklicheren beneidet zu werden!

Mein Reisegefährte, der in der Stadt Bekleid wurde, führte mich durch viele Straßen und Gassen; endlich erschienen wir die vier Treppen eines alten, schmutzigen Hauses.

Er öffnete langsam, furchtsam eine Tür — wir betraten einen kleinen Raum, aus dem uns übertriebene Dunst schmutziger Wäsche entgegenstieß.

Unser Gruß blieb unerwidert. Die drei Personen, die Eltern und die Schwester meines Kollegen, die beim Tische saßen, und ein fröhliches Mahl verzehrten, warfen uns zwar beim Eintritt erstaunte Blicke zu, aßen aber dann ruhig weiter, ohne sich um uns zu kümmern. Die Situation war sehr peinlich. Ich zupfte den so unfreundlich Empfangenen, der vor mir stand, am Rocke, um ihn zum Fortgehen zu bewegen, doch ohne Erfolg. Sein Körper zitterte, um die Mundwinkel zuckte es. Er wollte reden, doch kamen nur einige unverständliche Laute über seine Lippen.

Den bei Tisch Sitzenden schien auch der Appetit vergangen zu sein. Sie erhoben sich; die Frau und die Tochter gingen in die Küche, während der alte, weißhaarige, krank aussehende Mann sich eine Pfeife anzündete und einigemal im Zimmer auf und ab ging, ohne uns eines Blickes zu würdigen.

Auf einmal gab er sich einen Ruck, blieb in der Mitte des Raumes stehen und starrte haßerfüllt meinen Freund an.

„Woher kommst du?“
In dem Ton dieser Frage lag so viel Haß, so viel Verachtung, daß ich mich über die ruhige Art wunderte, mit der sie beantwortet wurde.

„Wohin gehst du?“
„Nach Ungarn.“

„Da schau nur, daß du bald hinkommst. Ich will mit einem Vagabunden, mit einem arbeitscheuen Lumpen nichts zu tun haben.“

Er drehte uns den Rücken, blies dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife und starrte die graue Mauer an, die sich vor dem einzigen Fenster erhob.

Das Vorgehen dieser Leute gegen ihr eigenes Kind erfüllte mich mit Haß. Wie wäre der Sohn wohl empfangen worden, wenn er als gutsituirter Kaufmann die Eltern besucht hätte? Man hätte ihn umarmt, geküßt und wäre ungemein besorgt gewesen, ihm den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Weil er aber, vielleicht ohne sein Verschulden, als armer Teufel das Heim der Eltern zu betreten wagte, mußte der von der ganzen Welt Verachtete auch noch die Verachtung der eigenen Eltern, der eigenen Schwester ertragen.

Ich nahm ihn beim Arm, zog ihn aus dem Zimmer über die Stiegen auf die



Straße. Ich wagte kein Wort zu reden, doch ich seinen Schmerz nicht vergrößern wollte. Lautlos wanden wir uns durch die Gassen und Straßen, die heute belebt waren, da alles Vorbereitungen für das Weihnachtsfest traf.

Passanten, dem Arbeiterstand angehörend, schlepten Tannenbäumchen auf den Achseln; mit schweren Paketen beladene Dienstmänner drängten sich durch das Gedränge; in warme Pelze gehüllte Damen zogen vor den Warenhäusern vor, um die letzten Einkäufe zu besorgen. Alles drängte mit freudestrahlenden Gesichtern durcheinander, als wäre alles Leid, aller Schmerz, alle Ungerechtigkeit beseitigt worden.

Durch all diese Menschen drängten wir uns mit unserem Leid, mit unserem Haß. An der Peripherie der Stadt kauften wir uns noch jeder ein Stück Wurst, dann kehrten wir ihr den Rücken, um den Weihnachtsabend in irgendeinem Dorfe zu feiern.

Die Sonne war bereits untergegangen, eine empfindliche Kälte durchschüttelte unsere Glieder. Wir verdoppelten unsere Schritte, um in das nahe Dorf zu gelangen, dessen Kirchturm uns grünlich entgegenleuchtete. Als wir die Wirtshaus betreten, fanden wir schon einige Reisende dort, die, in Gedanken vor sich hinbrütend, bei dem sogenannten Beilerisch saßen. Ein angenehmer Geruch nach frischem Kuchen, der den Appetit reizte, erfüllte den schmucklosen Raum. Wir bestellten uns einen Schnaps, legten Wurst und Brot auf den Tisch und waren gerade im Begriffe, die Mahlzeit zu beginnen, als der Wirt, der unser Vorhaben beobachtete, mit einem wilden Aufschrei auf uns losstürzte.

„Was, Wurst wollt ihr am Heiligen Abend in meinem Hause essen? Ihr ver-teufelte, gottlose Bande, hinaus mit euch, sonst laß ich euch von dem Drechten aus dem Dorfe peitschen!“

Seine Augen rollten, der Wirtshaum stand ihm vor dem Munde, während er mit

Die Rentiere kommen

Die Ankunft der neuen Rentierherden bildet einen Höhepunkt des großen Paramount-Films „Der schweigende Feind“ (The silent enemy), der den heroischen Kampf eines aussterbenden Indianerstammes gegen Hunger und Kälte schildert.

Wir sahen um ein kleines Feuer, das wir beständig mit kurzen trockenen Zweigen näherten, die wir hier und da am Ufer aufgesammelt hatten. Da erblickten wir auf der anderen Seite des Flusses, am Horizont, einen schmalen gelben Streifen, der sich in unsere Richtung zu bewegen schien. Man hatte den Eindruck einer riesigen Raupe, die auf der Erde entlang kroch. gespannt beobachteten wir die Erscheinung. Nach und nach wuchs der gelbe Streifen in der Länge und Breite, und plötzlich, innerhalb einer Sekunde, verwandelte er sich in einen großen Fleck, der sich an jeder Seite immer mehr ausdehnte und dessen Bewegung in unsere Richtung sich fortsetzte. Ich wurde an einen Heuschrecken-schwarm in Südamerika erinnert, wie er sich über den Feldern ausbreitete und dann einer Wolke gleich auf die Erde nieder-sank.

In wenigen Minuten hatte der gelbe Fleck einen solchen Umfang gewonnen, daß wir trotz der großen Entfernung schätzten, er

müsse eine Fläche von mehreren Morgen Land bedecken. Nun begannen wir in der gelben Masse Hunderte und Tausende von winzigen Punkten zu erblicken, die sich selbstständig bewegten. Und dann wußten wir, was die Erscheinung zu bedeuten hatte: Die Rentiere, die Caribous, befanden sich auf ihrer Winterwanderung nach dem Süden.

Wir verharrten gebannt neben unserem Lagerfeuer und beobachteten das Näherkommen der ungeheuren Herde, deren Zug nach dem Süden wahrscheinlich das großartigste Schauspiel nordamerikanischen Tierlebens ist.

Dicht aneinandergedrängt schob sich die Masse der Tierleiber vorwärts, gerade auf die schmalen Stellen des Flusses zu, an dem wir lagerien. Während die Flanken der Herde sich etwa eine Meile an jeder Seite der Spitze unregelmäßig ausstreckten, blieb die Spitze in genau derselben geraden Richtung. Man fühlte instinktiv die feste Führrschaft, von der diese ungeheure Masse geleitet wurde. Zwei Stunden verharrten wir und schauten und schauten, bis die Caribous nur noch einige Meter vom Rande des Wassers entfernt waren, genau gegenüber der Stelle des Flusses, an der wir lagerien.

Eine alte, fast weiße Leitkuh führte mit zwanzig Längen Vorprung. Dann kamen drei oder vier ausgewachsene Böcke, die Seite an Seite liefen. Hinter ihnen befand sich eine Kolonne von Rentieren aller Größen und Arten. Die Kolonne breitete sich sächerartig aus, bis sie sich an jeder Seite

in einem Gewimmel von Tieren verlor, die so dicht aneinandergedrängt waren, daß der mit weichem grauem Moos bewachsene Boden auf einem Umkreis von einigen Morgen Land von ihnen in Bewegung befindlicher Körper vollständig verborgen war. Und der Lärm der Hufe, das Keuchen ihrer Lungen klang wie ein entferntes Gemitter.

Als die alte Leitkuh den Uferand erreicht hatte, stand sie still. Die Böcke schlossen sich ihr an jeder Seite an. Nach und nach, rechts und links, bildeten Tausende von Tieren am Ufer Spalier. Hinter ihnen befanden sich weitere Tausende, die nun anhielten, da sie die dichtgedrängten Reihen vor ihnen nicht durchbrechen konnten. Dann hoben sie alle ihre Köpfe, Böcke, Kühe, Jährlinge, Kälber und blühten regungslos auf den Kagan River. Nicht ein Laut war zu vernehmen. Neben mir fühlte ich einen meiner Indianer vor Aufregung wie Espenlaub zittern. Ich versuchte, die Tiere zu zählen und kam bis dreitausend. Dann gab ich es auf, denn meine Augen schmerzten von der Anstrengung, und es waren zu viel.

Nach einer Pause, die uns endlos ersahen, bewegten sich die Leitkuh und die riesigen Böcke wieder vorwärts. Und ohne noch einmal zu zögern, liefen sie langsam die Uferänder hinunter und begannen herüber zu schwimmen, gerade auf unsere kleine Bucht zu.

In einem Augenblick hatte sich die ganze Herde bewegt, und unter dem Ge-

dröhn von klappernden Hufen, rollenden Steinen, tosendem Wasser, stürzten sich die Tiere das Ufer hinunter hinein in den eiligen Strom, daß die Wellen wild aufschäumten. Hintereinander kamen sie und schwammen in einem maßvollen Tempo zu dem nächsten Punkt des gegenüberliegenden Ufers. Nichts konnte sie aufhalten. Nichts konnte sie von ihrem Ziel abbringen.

Sobald sie festen Boden unter den Füßen hatten, rasten sie den Uferand herauf und gaben den folgenden Tieren den Weg frei. Wir erhoben uns hinter unserem Lagerfeuer. Die ersten Caribous sahen uns vom Wasser aus, aber sie wackelten die Richtung nicht, bis sie den Boden berührten. Dann wichen sie leicht an jeder Seite aus und gaben uns Raum. Die nächsten folgten. Und für eine Spanne Zeit, die uns eine Ewigkeit zu währen schien, waren wir von einem Meer wahnwitzig ins Land galoppierender Rentiere umrandet.

Endlich kam das Letzte, ein ganz kleines Kitzchen, aus dessen geöffnetem Mäulchen die Zunge hing. Und dann herrschte wieder Schweigen. Das weiße Land irug wieder den Stempel völliger Verlassenheit. Nichts war geblieben, das an das Barüberausen der riesigen Rentierherde erinnerte, als zahllose Fußspuren im Sand und Millionen graugelber Tierhaare, die den Fluß entlang zum Meer schwamm.

Thierry Mallet.

Händen und Füßen gestikulerte und stampfte, als wäre der Böse in ihn gefahren.

Alle Vorstellungen halfen nichts — wir mußten das Haus verlassen.

Die Sterne leuchteten am tiefblauen Winterhimmel, ein kalter, eisiger Wind strich über das schneebedeckte Dorf. Von einer fernen Kirche wurde melodischer Glockenklang zu uns herübergetragen, in den sich das Knirschen des Schnees unter unseren Füßen mischte.

Wir pochten an einer Tür und ersuchten um ein Nachtlager. Mit einem Kluch wurde sie zugeschlagen, man hatte heute keine Zeit, sich mit Handwerksburschen zu befassen — man mußte beten.

Da im Dorf kein zweites Wirtshaus war, mußten wir es in einem anderen versuchen. Müde schleppten wir uns über die hartgefrorene Landstraße, dem nächsten Dorf zu, wo wir auf einer harten Bank von einem fröhlichen Weihnachtsfeste träumten.

Weihnachten in der Ferne.

In der Wüste Tibets.

Weit weg von aller Kultur, im tiefen Dschungel oder in den Weiten der Wüste und Steppen ist es schon manchem Forschungsreisenden und Tropenrotter passiert, daß er hohe Festtage, ja sogar das Weihnachtsfest vergaß. Wird es aber da draußen in der Ur-einfamkeit gefeiert, dann erfüllen sich unsere Herzen mit lieben Gedanken, mit der Sehnsucht nach der Heimat.

Berühmte britische Forscher schreiben darüber jetzt in der englischen Zeitschrift „Unsers“. Mrs. Mc. Grath, die gefeierte Wüstenforscherin, erzählt unter anderem:

Es war auf dem Wege nach Kusra, der heiligen Festung in der Mitte der Wüste Tibets, die bisher noch kein Europäer erblickt hatte. Am Weihnachtstag wollten wir vor dem Morgengrauen aufbrechen, um 300 Meilen wasserloser Sandwüste zu durchqueren, aber als ich im bleichen Licht der Sterne aus meinem Zelt herauskam, sah ich nichts von dem geschäftigen Treiben, das gewöhnlich vor dem Aufbruch herrscht.

Die Kamele standen bucklig und verrenkt da, an Tiere aus der Arche Noah oder Kinder bei ihrem ersten Gehversuch erinnernd. Unser schnellstes Dromedar war augenscheinlich im Begriff, einen besonders unangenehmen Tod zu sterben.

Ein Schwall von Zurufen und Argumenten begrüßte mich. Eine Tatsache wurde mir damals ersichtlich: Die Tiere litten seit

ihrer letzten Mahlzeit an einer schlimmen Verdauungsstörung. Sie hatten von dem Futter erhalten, das wir, zusammen mit Wasser und Brennstoff, mit uns durch eine Wüste führten, die durch keinen Stein, keinen Strauch, kein Grashälchen belebt war.

Diesen ganzen Weihnachtstag bewachten wir unsere kranken Kamele, von deren Erholung es abhing, ob wir Erlösung in der nächsten Dase fanden oder nicht. Wir versuchten alles Mögliche. Von einem heißen Eisen, das wir den Tieren auf den Magen legten, bis zu warmer Suppe, die wir ihnen einflößten; aber nichts half. Schließlich stellten sich die Beduinen, tapfere Moslems, die eine Karawane von 1000 Meilen mit einem einzigen wollenen Gewand, einem Paar Sandalen und einigen Amuletten unternommen hatten, im Kreise auf, um zu beten...

Während der entsehligen Nachmittagsstunde war unsere Stimmung schlecht. Wir hatten keinen Schatten und wenig Nahrung. Der erbarmungslose Wüstenwind begann zu wehen. Rotäugig und verjagt begannen die Beduinen miteinander zu kämpfen. Bald war ein wilder Kampf entbrannt, der nur aufhörte, wenn wir unsere Revolver zogen.

Bei Sonnenuntergang hatte sich die abergläubische Karawane erinnert, daß wir ein Duzend frommer Gebürche vergessen hatten; wir hatten kein Schaf geopfert, ehe wir aufbrachen, wir hatten um unser erstes Lager kein Salz gestreut, die Kamele hatten am ersten Reisetag nicht die Farbe des Propheten — grün — getragen. Die Sterne fanden uns in einem elenden Kreise um die verscharrten Gebeine früherer Kamele, Geächelten über den Tod in der Wüste austauschend.

Einer sagte: „Wenn Allah, wie es scheint, uns töten will, so möchte ich hier sitzen bleiben, um bequem zu sterben!“

Niemand widersprach oder antwortete ihm, aber einen Augenblick später hatte sich das erste Kamel erholt, und ehe der Mond aufging, bewegte sich eine Prozession von Tieren langsam ins Lager zurück. Unser Weihnachtsfest endete mit einem wilden Tanz, zur Begleitung wurden Flinten abgefeuert und mit Gewehrkolben kräftig auf Bratpfannen gehämmert.

Am Südpol.

Weiter erzählt der durch die Scott-Expedition berühmt gewordene Südpolforscher Evans, wie folgt:

Huh, wie kalt war es in jener frostigen, einsamen Ebene, weit weg im äußersten Süden. Aber es war Weihnachtstag und das bedeutet volle Ration und sogar eine Extrazulage. Wir mußten das, denn wir hatten die kleinen Päckchen gesehen, die die Weihnachtszulage enthielten.

Das Lager wurde aufgeschlagen und die Hunde unserer beiden Schichten ausgespannt. Die Eisoberfläche war ausgezeichnet und wir hofften, endlich nicht jene verräterischen Sprünge anzutreffen, die uns auf dem großen Beardmore-Gletscher so geplagt hatten.

Kapitän Scot führte den einen Schlitten, ich den anderen. Wir hatten doppelten Grund für gute Wünsche, denn Laßly, der neben mir schritt, feierte seinen 45. Geburtstag. Er feierte diesen Tag allerdings auf etwas seltsame Weise, in dem er als Einziger am Vormittag die meilenweit einzige Spalte fand.

Es war sehr schwierig, ihn aus der Spalte herauszuholen, aber wir holten ihn und wünschten ihm glückliche Weihnachten, und daß er diesen Tag noch oft erleben möge. Seine Antwort kann man nicht erzählen.

Wir legten 17 Meilen zurück und bemühten uns tapfer, ein frohes Gesicht zu behalten, aber wir wurden immer schwächer und immer deutlicher waren die Spuren des Kampfes gegen die Natur auf unseren Gesichtern zu sehen. Unser Atem ging keuchend, die Knie wurden schwach, unsere Gesichter bleich und hohläugig, aber schließlich rief unser Leiter Halt und das Weihnachtslager wurde aufgeschlagen.

Als die Zelte fertig waren, grüßte uns schon der köstliche Geruch unseres Kochtopfes. Wie gut schmeckte unsere Ration. Extra Zwieback, Zucker und Schokolade, kleine Bissen Fleisch und schließlich die kleinen Plum-Buddings, die der vorsorgliche Koch heimlich in einem Paar Strümpfen mitgebracht hatte. Das war 1911 auf jenem denkwürdigen Marsch an den Südpol.

Im Flugzeug.

Dann schildert der bekannte englische Fernflieger Sir Cobham folgendes:

Mein merkwürdigstes Weihnachtserebnis? Was für eine Frage! Ich hatte so viele seltsame Weihnachtserebnisse, manchmal zu Hause, manchmal unter der glühenden Tropen Sonne. Ja, es ist wirklich eine schwierige Frage.

Aber meine Gedanken wandern zurück zum Jahre 1921. Ich war im Süden Spaniens und freute mich an dem leuchtenden Sonnenschein, der so ganz anders war, als im trüben England.

Ich war in geschäftlichen Angelegenheiten hierher geflogen und die Verhandlungen zogen sich in die Länge und hielten mich hier. Meine Frau bestürmte mich mit Briefen und in allen Stand daselbe: ich solle unbedingt zu Weihnachten zu Hause sein.

Am 23. war ich gerade mit meinen Geschäften fertig, als ich an meiner Maschine einige kleine Schäden fand. Den ganzen Tag arbeitete ich fieberhaft, um die Maschine zu reparieren und erst am Morgen des 24. setzte ich mich hundentunde in das Flugzeug. Um sieben Uhr gißt Spanien unter mir weg, und ich sauste auf Alt-England zu.

Ein Rennen nach einem Weihnachtsessen, so erscheint mir die Sache jetzt. Nun, ich gewann das Rennen und bekam das Weihnachtsessen. Eine unergiebige Erinnerung jenes Weihnachtsabends war das Pfeifen des Motors, als ich wie ein wirklicher heiliger Klaus vom Himmel herabstieg. Meine Familie hatte mich soeben aufge-

geben und sich bereits zu Tisch gesetzt. Zwar trug ich keinen roten Rock und hatte keinen Schnee in meinem Bart, aber mein lederner Fliegerrock war bereift und ich sah aus wie ein modernes Gegenstück zu dem echten Weihnachtsmann.

Aber meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Am selben Abend, als in den meisten Häusern die Weihnachtsbäume geputzt wurden, kroch ich in mein Flugzeug und schwang mich in die Lüfte zu meinem sonnigen Spanien.

Aber jetzt interessiert mich etwas anderes mehr als die vergangenen Weihnachtstage: Wo soll ich dieses Jahr Weihnachten verbringen? Ich kann es über den Wäldern Afrikas fliegend oder an irgendeinem freundlichen Platz halt machend verbringen, aber manchmal denke ich, ich werde es im Dschungel erleben. Dann werde ich Ihnen nächstes Jahr darüber erzählen“.

Eine einzige Nacht!

Lied eines Proletariermädchens.

Einmal — eine einzige Nacht, möchte ich die Märchenpracht eines uralten Schlosses mein Eigen nennen. Vielleicht — ein unsinnig kindlich Sehnen — doch — es ist immer wieder mein süßer Traum.

Und Schaden? — Würde es mir kaum. Im Schlafgemach ließe ich die hohen Fensterflügel offen stehen; von meinem Himmelbett könnte ich den Mond dann sehen, der nun über jagende Wolken sief, während ein Sturm noch die Zweige biegt, der uralten Bäume, und schwer noch Regentropfen fallen, die weil von fern schon Nachtigallen ihr sinnbetörend Liebessied sich singen... Dann ließe ich mich einmal von einem so erlesenen Schlaf zwingen — bis daß der erste Sonnenstrahl mich grüßt — und meine einzige Nacht zu Ende ist.

U. F.



Was bringt Radio-Wien nächste Woche?

Montag, 29. Dezember.

9.20 Uhr Wiener Marktberichte, Wettervorbericht, 10.50 Wasserstandsberichte, 11.00 Schallplattenkonzert, 12.00 Mittagskonzert, 13.00 Zeitzeichen, Wetterbericht, Mittagsbericht und Programmansage, 13.10 Fortsetzung des Mittagskonzertes, 15.00 Zeitzeichen, Wetterbericht, Effekten- und Warenkurs, Clearing, Produktenbörse, 15.20 Nachmittagskonzert, 17.00 Musikalische Kinderstunde, 17.30 Jugendsunde: Geschichte und Achtung, 18.00 Die Sprache in der deutschen Lyrik 2, 18.30 Der Wiener St. Stephansdom 3, 19.00 Aus einer fremden Welt (Der Blinde und seine Umwelt), 19.30 Zeitzeichen, Wetterbericht, Programmansage, 19.35 Schallplattenkonzert, 20.30 Konzert des Wiener Symphonieorchesters: 60 Jahre Symphonischen Schaffens, 5. Deutsche Meister, Cirka 22.20 Abendbericht, Cirka 22.30 Abendkonzert.

Dienstag, 30. Dezember.

9.20 Uhr Wiener Marktberichte, Wettervorbericht, 10.50 Wasserstandsberichte, 11.00 Schallplattenkonzert, 12.00 Mittagskonzert, 13.00 Zeitzeichen, Wetterbericht, Mittagsbericht und Programmansage, 13.10 Fortsetzung des Mittagskonzertes, 15.00 Zeitzeichen, Wetterbericht, Effekten- und Warenkurs, Clearing, Produktenbörse, Warenkurs der Wiener Börse, 15.20 Nachmittagskonzert, 17.00 Märchen der Rauhnacht, 17.30 Balletstunde, 18.15 Esperantobericht über Österreich, 18.30 Der Winter im Bauern-

leben, 18.55 Zeitzeichen, Wetterbericht, Programmansage, 19.00 Uebertragung a. d. Staatsoper Wien: „Aida“, Cirka 22.00 Abendbericht, Cirka 22.10 Konzert (Uebertragung aus dem Becharaal des Hotels Krang-Umbajador).

Radio-Pelz, Rathausplatz 14 St. Pölten Große Auswahl

Mittwoch, 31. Dezember.

9.20 Uhr Wiener Marktberichte, Wettervorbericht, 10.30 Für Küche und Haus: Wie man Silber und andere Feste zu Hause feiern kann, 10.50 Wasserstandsberichte, 11.00 Schallplattenkonzert, 11.55 Wettermeldungen, 12.00 Mittagskonzert, 13.00 Zeitzeichen, Wetterbericht, Mittagsbericht und Programmansage, 13.10 Fortsetzung des Mittagskonzertes, 14.50 Zeitzeichen, Wetterbericht, Schneebörse, Effekten- und Warenkurs, Clearing, Produktenbörse, 15.25 Nachmittagskonzert, 17.00 Der Dirigent, 17.30 Kalenderfragen, 17.55 Skandinavische Volksmusik, 18.25 Therese Krones (zum 100. Todestag), 19.25 Zeitzeichen, Wetterbericht, Programmansage, 19.30 Operettenaufführung: „Wien bei Nacht“, Cirka 22.00 Abendbericht, Cirka 22.10 Rundfahrt durch die Silbersternacht, 24.00 Silvestergrüß und Neujahreswünsche, Anschließend: Konzert.

Donnerstag, 1. Jänner 1931.

10.30 Uhr Orgelvortrag, 11.05 Konzert des Wiener Symphonieorchesters, 13.00 Zeitzeichen, Programmansage, 13.05 Konzert auf zwei Klavieren, 15.00 Zeitzeichen, 15.05

Im Weststurm auf den Montblanc, 15.30 Vom Wandel des Jahres, 16.00 Allerlei von Genies und Talenten, 16.30 Johann-Josef-Eduard-Strauß-Konzert, (Uebertragung aus dem Großen Musikereinsaal), 18.30 Neujahr im Kongo-Urwald, 19.00 Vortagung Anton Amon, 19.30 Zeitzeichen, Sportbericht, Programmansage, 19.40 Originalmusik oder Schallplatte? (Ein Preis-ausschreiben), 20.10 Lustiger Wiener Abend, In einer Pause: Abendbericht, 22.30 Abendkonzert.

Freitag, 2. Jänner.

9.20 Uhr Wiener Marktbericht, Wettervorbericht, 10.50 Wasserstandsberichte, 11.00 Schallplattenkonzert, 12.00 Mittagskonzert, 13.00 Zeitzeichen, Wetterbericht, Mittagsbericht und Programmansage, 13.10 Fortsetzung des Mittagskonzertes, 14.50 Zeitzeichen, Wetterbericht, Schneebörse, Effekten- und Warenkurs der Wiener Börse, 15.25 Nachmittagskonzert, 17.00 Frauenstunde: Was Kinder fragen, 17.30 Jugendsunde: Franz Liszt (Aus seinen Werken 1.), 18.00 Bericht für Reise und Fremdenverkehr, 18.15 Wochenbericht für Körperport, 18.30 Aus der Herzküche der Volksmedizin, 19.00 Italienischer Sprachkurs für Anfänger, 19.30 Zeitzeichen, Wetterbericht, Programmansage, 19.35 Als Alfred Grünfeld noch spielte, 20.15 Konzert der ehem. Hofburgkapelle, Cirka 21.20 Abendbericht, Cirka 21.30 Abendkonzert.

Radio-Pelz

Netzempfangen von 8168 — aufw. Lautsprecher, Netzansoden von 8 45 — aufw.

Samstag, 3. Jänner.

9.20 Uhr Wiener Marktberichte, Wettervorbericht, 10.50 Wasserstandsberichte, 11.00 Schallplattenkonzert, 11.55 Wettermeldungen, 12.00 Mittagskonzert, 13.00 Zeitzeichen, Wetterbericht, Mittagsbericht und Programmansage, 13.10 Fortsetzung des Mittagskonzertes, 15.00 Zeitzeichen, Wetterbericht, Schneebörse aus Niederösterreich, Effekten- und Warenkurs, Clearing, Produktenbörse, 15.25 Schallplattenkonzert, 16.30 Kurzgeschichten, 17.00 Von berühmten Schachspielern 9, 17.15 Mozarts Klavierwerke, 17.45 Winter- und Gebirgsphotographie, 18.00 Bagabundenlyrik, 18.30 Wissenschaftlicher Zeitbericht: Technische Fortschritte 1930, 19.00 Aktuelle Stunde, 19.30 Zeitzeichen, Wetterbericht, Programmansage, 19.35 Lieberabend Wagne, Anschließend: Abendbericht, Abendkonzert.

Sonntag, 4. Jänner.

10.30 Orgelkonzert, 11.05 Konzert des Wiener Symphonieorchesters, 13.00 Zeitzeichen, Programmansage, 13.05 Mittagskonzert, 15.00 Zeitzeichen, 15.05 Nachmittagskonzert, 16.45 Logik und Konvention im Kontraktbrücke, 17.00 Frauen in der Sahara, 17.30 Kammermusik, 18.30 Aus meinen letzten Forschungsreisen zu den nordamerikanischen Indianern (Univ.-Prof. Dr. Robert S. Lowie), 19.00 Hermann Heinz Driner (Eigenverlesung), 19.30 Zeitzeichen, Sportbericht, Programmansage, 19.40 Volkslieder, 20.10 „Der blaue Vogel“, Cirka 22.30 Abendbericht, Cirka 22.40 Abendkonzert.

Die Direktion behält sich Änderungen vor!

jenen Verteilung des Landes zu ermitteln. Ebenso wird die Landesregierung aufgefordert, den für die Ausführung des Detailprojektes Neuberg—Kernhof notwendigen Betrag von S. 100.000 zu bewilligen.

Die Landesregierung wird aufgefordert, für die Herstellung von Wasserleitungen den Gemeinden und Gemeindeverbänden aus Landesmitteln unverzinslich und langfristige Kredite zu gewähren.

Die Landesregierung wird aufgefordert, allen ihr unterstellten Behörden die strikte und bindende Weisung zu erteilen, bei öffentlichen Arbeiten jeder Art die erforderlichen Arbeitskräfte ausschließlich durch die Vermittlung der bei den öffentlichen Arbeitslosenämtern befindlichen paritätischen Arbeitsvermittlungen zu beziehen. Gleichzeitig wird die Landesregierung aufgefordert, bei der Vergabe von öffentlichen Arbeiten an Privatunternehmer diese vertraglich dahin zu binden, daß sie die hierfür erforderlichen Arbeitskräfte nur auf dem Wege der oben angeführten paritätischen Arbeitsvermittlungen beziehen. Weiters wird die Landesregierung aufgefordert, in allen Fällen, wo aus Landesmitteln öffentliche oder private Arbeiten durch Subventionen oder Kreditgewährung unterstützt werden, dafür Sorge zu tragen, daß bei diesen Arbeiten die erforderlichen Arbeitskräfte nur auf dem Wege der paritätischen Arbeitsvermittlung bezogen werden. Schließlich wird die Landesregierung aufgefordert, bei der Bundesregierung dahin zu wirken, daß sie den gleichen Vorgang bei aus Bundesmitteln bestrittenen oder mit Bundesmitteln dotierten Arbeitsvergaben einschlägt.

Furchtbarer Vormarsch der Krise.

Abg. Schnögl: Im Bereiche des Arbeitslosenpangels St. Pölten steigt die Arbeitslosenzahl von Tag zu Tag. Ebenso vermehrt sich die Zahl der Betriebe mit Kurzarbeit. Es gibt bereits Betriebe, in denen nur mehr 24 Stunden in der Woche gearbeitet wird. Die Arbeiter verdienen weniger als die Arbeitslosenunterstützung beträgt. Das sollten die Menschen wissen. — nun in diesem Hause gibt es ja solche nicht (Zwischenrufe bei den Sozialdemokraten: „Oder doch!“) — die behaupten, daß die Arbeiter nicht arbeiten wollen. Geradezu erschütternd aber müssen die Zahlen auf jeden wirken, die die Arbeitslosigkeit in der Stadt St. Pölten darstellen.

4800 Menschen sind für Arbeit vorgemerkt (Hört! Hört!), 554 Menschen sind bereits angestellt. Es hat sich die Zahl der Arbeitslosen gegenüber dem Vorjahre mehr als verdoppelt, gegenüber dem Jahre 1927 aber verdreifacht!

Wenn Sie die Menschen dazu rechnen, die auf den Bettel der Altersrente gestellt sind, dann zählt St. Pölten heute 5400 Erwerbslose bei einer Beschäftigtenzahl von nur mehr 8400. Das ist unerträglich. Um ein Drittel ist die Zahl der Beschäftigten in den letzten drei Jahren gesunken. Die Familienangehörigen dazu gerechnet bedeutet das, daß

fast ein Drittel der Bevölkerung, daß über 1700 Kinder dem Elend der Arbeitslosigkeit anheimgefallen sind.

Und da will man jetzt an einen Entzug oder an eine Kürzung der Unterstützung denken, kann es ein größeres Verbrechen geben? (Zustimmung bei den Sozialdemokraten!). Will man den Menschen das letzte Stück Brot, den Kindern den letzten Tropfen Milch noch rauben?

Die Auswirkungen auf Handel und Gewerbe.

Aber vielleicht interessiert das die rechte Seite dieses Hauses weniger. Nun untersuchen wir doch, wie sich die Arbeitslosigkeit auf Handel und Gewerbe auswirkt. Bei vorsichtigster Berechnung der Herabminderung der Konsumkraft bei den Arbeitslosen gegenüber den Beschäftigten ergibt sich, daß monatlich die Geschäftsleute um 454.000

Das ist der Generaldirektor der Ravag.



Man erkennt es an dem Abzeichen, der Grammophonplatte.

Schilling weniger einnehmen als 1927. Im letzten Halbjahre bedeutete das einen Entgang von 2.720.000 Schilling, den die Kaufleute und Gewerbetreibenden erleiden.

Wen wollte es da wunder nehmen, wenn ein Geschäftsmann unter dieser furchtbaren Geschäftseinbuße in Schwierigkeiten gerät? Es werden nun hoffentlich alle die furchtbare Krise und ihre Auswirkungen auch auf den Bürger erkennen. Mitbetroffen ist natürlich auf das Schwerste auch die Gemeinde, deren Einnahmeneinbuße in wenigen Monaten 200.000 Schilling beträgt.

Auch hier hat man schon darzulegen versucht, daß die Gemeinden „zuviel Schulden gemacht“ haben. Ich frage Sie angesichts der Zahlen, die ich genannt habe:

Wie würde unsere Geschäftswelt erst aussehen, wenn wir nicht investiert hätten, wenn wir nicht 16,6 Millionen Schillinge in unserer Stadt ins Verdienen gebracht hätten,

von welchem Betrage nur wenig für Grundkäufe, nur wenig für Bestellungen nach auswärts verwendet worden ist. Wir mußten Wohnungen bauen, nicht nur um die Wohnungsnot einzudämmen, sondern auch um Arbeitslosen Arbeit und den Geschäftsleuten Volkonsumenten zu schaffen. Wir haben die Wasserleitung gebaut, im Zusammenhang damit Kanalisierungsarbeiten durchgeführt, weil die Volksgesundheit das erfordert. Das Wasserwerk erhält sich selbst, es braucht die

Landeshypothekenanstalt, die uns einen Kredit hierfür gewährt hat, sich nicht fürchten, daß sie ihr Geld daraus nicht erhält.

In den letzten 10 Jahren haben wir 4800 Arbeiter durch längere Zeit beschäftigt.

Was wir gemacht haben, war notwendig. Ich wäre neugierig, ob hier einer mir das Gegenteil beweisen könnte! All das bisherige Geraunze von Sparen und Einschränken, das stammt von Leuten, die keine Ahnung davon haben, was in einer Gemeinde notwendig ist. Wir haben immer darauf gesehen, allen in der Gemeinde Rechnung zu tragen und es ist das auch anerkannt worden,

wenn auch einige sich bemühen, in St. Pölten einen Zwist hineinzutragen, heute bereuen Sie auf der drübere Seite das ja bereits.

(Heiterkeit.) Wir mußten hier in den letzten Jahren um jedes Umlagenprozent feilschen. Es scheint so, als ob man hier nach parteipolitischen Grundätzen Zuschläge und Darlehen beurteilt. Wir haben für die Erfordernisse Ihrer Gemeinden immer gestimmt, weil wir meinten, daß die Gemeinde schon wissen wird, was sie braucht. Wenn Sie das anders machen, so kann ich das nicht begreifen, ich war immer der Meinung, daß die rote Farbe schöner ist, als die schwarze (Heiterkeit). Wir wollten jetzt einen Kredit aufnehmen, durch den wir 50.000 Schillinge an Zinsen hätten er-

sparen können, Sie aber machen Schwierigkeiten. Dafür will man den Gemeinden jetzt noch etwas wegnehmen. Wir müssen unsere Fürsorge einschränken, die gerade jetzt so notwendig wäre, so schmerzlich das ist.

Was ist's mit dem Bahnbau Neuberg—Mariazell—Kernhof?

Zu den vorliegenden Anträgen: Wir haben schon vor langem immer den Bahnbau Neuberg—Mariazell—Kernhof verlangt, der eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist. Durch dieses Werk könnten die

Arbeitslosen des Traisentalles bis St. Pölten beschäftigt

werden. Eine „Wahl“-Bahn würde das sicher nicht sein, zum Unterschiede von den elektrischen „Wahlleitungen“, die gebaut wurden trotz ihrer Unrentabilität. Heute reut Sie das natürlich. Dabei sind wir bescheiden und wollen nur die 150.000 Schillinge für das Detailprojekt. Es muß in der Frage dieses Bahnbaues endlich entscheidend eingegriffen werden.

Ich bin mir gewiß, daß auch unsere Anträge nur einen Teilerfolg zeitigen können. Und es wird diese Krise nicht die erste und die letzte sein. Es ist eben so, daß die Privatwirtschaft der Schwierigkeiten nicht mehr Herr werden kann, sie geht an den Produktivkräften, die sie geschaffen hat, zugrunde. Was wir so furchtbar erleben, ist nichts anderes als die

Bankrotterklärung einer Wirtschaftsordnung,

die es nicht mehr vermag, die Versorgung der Menschen sicher zu stellen. (Lebhafte Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Das Donaukraftwerk.

Abg. Pauppl: Wenn immer geklagt wird, daß die Industrie nicht konkurrenzfähig ist, sollten wir doch endlich daran gehen, die Produktionskräfte, die wir haben, zu erschließen. Da vermischen wir freilich jede Förderung seitens der Landesregierung. Für Tirol konnte immer etwas erreicht werden, aber das spruchreife Projekt des Donaukraftwerkes wird nicht nur nicht gefördert, es wird förmlich gehemmt! In der Wahlzeit ist von den Herren der Rechten gesagt worden, man würde die Bundesbahn elektrifizieren. Wir sollten doch wirklich unabhängig werden von der ausländischen Einfuhr. Wird aber die Elektrifizierung durch-



„Uns war's erlaubt!“

geführt, soll dann vielleicht aus Tirol Strom nach Niederösterreich geleitet werden, können wir auf diese Einnahmen verzichten? 5000 Menschen könnten direkt am Baue beschäftigt werden und wir brauchen doch so dringend Notstandsarbeit. Tausende würden in den Industrien und auch beim Umbau der Bahn würden viele Menschen Arbeit finden. Wir müssen von der Landesregierung verlangen, daß sie ihren ganzen Einfluß geltend macht. Drei Jahre warten wir nun schon, obwohl privates Kapital für die Verwirklichung zur Verfügung stünde. (Beifall bei den Sozialdemokraten.)

Es sprechen zu dem Antrage noch Kießlinger, Pfarrer (Christl.), der auf die Arbeitslosigkeit hinweist, die auch in den Kreisen der landwirtschaftlichen Arbeiter herrscht. Der Bauer kann seine Produkte immer schwerer an den Mann bringen, weil sein bester Konsument, der Arbeiter, keine Verdienstmöglichkeiten hat. Land und Bund müssen zusammenhalten, um Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen und das Gespenst der Arbeitslosigkeit zu bannen. (Zustimmung.)

Wentzki erklärt, man dürfe sich auch nicht scheuen, das Wort Bodenreform in Niederösterreich auszusprechen, weil sie einer Reihe von Menschen Beschäftigungsmöglichkeit bieten könnte. Noch immer müssen wir erleben, daß 10.000 Arbeiter als Lohnbrücker ins Land kommen, während genug einheimische Landarbeiter spazieren gehen müssen.

Der sozialdemokratische Antrag wird einstimmig angenommen.

Am Schluß der Sitzung wird nach einem Referat des Abg. Böschl ein zweimonatiges Budgetprovisorium bis Ende Februar 1931 beschlossen, da mit Rücksicht auf das in Verhandlung stehende Finanzausgleichsgesetz ebenso wie beim Bund und in anderen Ländern von der Verabschiedung eines normalen Voranschlages abgesehen werden mußte.

Der Nazi und die jüdische Religion.

Aus Frankfurt wird uns folgendes lustiges Zwischenstück geschrieben:

Ein wahres Geschichtchen will ich hier photographisch und gramophoneireu wiedergeben, so, als wenn ich eine Reportage abhalten müßte.

Mit meinem Mikrophon sind wir im Schlachthof der Stadt Frankfurt am Main.

Handelnde Personen der ersten Szene: Ein kräftig gebauter Nazi-Mezger und ein etwas schwächlicher jüdischer Fleischergeselle.

Ein weiblicher Ikarus, aber mit mehr Glück.



Miss Spooner, die Siegerin im Europarundflug ist in der Nähe von Kalabrien ins Meer gestürzt, wurde aber herausgefischt.

Eine nebensächliche Meinungsverschiedenheit veranlaßt den Nazimann gegen den jüdischen Gesellen ausfällig zu werden und alle judenfeindlichen, widerstehen und sinnlosen Schimpfworte schleudert er seinem Gegenüber ins Gesicht, so wie er es in den Hitler-Versammlungen gelernt haben mag:

„Du Drecksjud! Du Saujud! Juda verreckel!“

Seine Stimme überschlägt sich.

Seine Augen aber weiten sich weit wie ein Scheunentor, durch das die Ochsen getrieben werden, als der Beleidigte seelenruhig in seine Westentasche langt, ein Fünzig-Pfennigstück nimmt, um es seinem Beleidiger mit freundlichem und doch ironischem Lächeln mit den Worten zu geben:

„Hier hast du 50 Pfennig, trinke ein Glas Bier!“

Der Nazimann erstaunt:

„Du gibst mir 50 Pfennig, wo ich dich doch eben so schwer beleidigt habe?“

„Ja“, entgegnete der Schwächliche, „du mußt wissen, daß mir meine jüdische Religion vorschreibt, daß wir dem, der uns schuldlos beleidigt, wohl tun sollen! Darum gab ich dir eben die 50 Pfennig!“

Dem Nazimann blieb die Spucke weg. Der israelitische Mezger aber fuhr ruhig fort:

„Siehst du dort den jüdischen Mezgermeister Sch.? Der ist noch strenggläubiger als ich. Sagst du dem die gleichen Schimpfworte, von dem bekommst du noch viel mehr! Mindestens das zehnfache!“

Das läßt sich der markere Nazimann nicht zweimal sagen, geht hinüber zum jüdischen Mezgermeister Sch., fängt mit ihm ohne jeden Anlaß einen Streit an und schimpft ihn, daß die Wände des Schlachthofes von „Juda verreckel“ und „Drecksjud“ widerhallen.

Zehn Minuten später fährt das städtische Krankenauto in den städtischen Schlachthof ein.

Die Sanktäter heben den ohnmächtigen Nazimann in den Wagen, nachdem sie seinen Dickhädel mit vielmeierlangen Nullbinden unkenntlich gemacht haben.

Das Krankenauto verschwindet im 60-Kilometertempo nach dem nächsten Krankenhaus, wo der Nazimann heute noch sinnend darüber Betrachtungen anstellt, daß selbst die jüdische Religion von ihren Gläubigen verschieden interpretiert werden kann!

Der schwächliche jüdische Mezger wußte wohl, was er tat, als er seinem Beleidiger die 50 Pfennig gab und zur Tat gegen den jüdischen Mezgermeister Sch. aufforderte, denn Herr Mezgermeister Sch. ist bärenstark wie Siegfried und könnte es wohl mit dem Weltmeisterring Schwarzwald und dem Weltchampion im Bogen, Schmelting, aufnehmen.

Ich habe nur noch zum Schluß an Eidesstatt zu versichern, daß sich dieses tragikomische Hörspiel wirklich und wahrhaftig in den Novembertagen des Jahres 1930 im Schlacht- und Viehhof zu Frankfurt am Main zugetragen hat!

Und darf wohl noch den frommen Wunsch anschließen: „Möge es so all denen ergehen, die Menschen beleidigen, und das nur aus dem einzigen Grund, weil der Angegriffene einer anderen Konfession, oder einer anderen Nation angehört!“



Nazi-Kultur.

Ein Berliner Hakenkreuzler zog also aus: Zuerst zerstückte er die Möbel, dann bemalte er Wände und Türen.

Unfere Kinder.

Pünktlichkeit.

Ein Gebot der „Roten Falken“ verpflichtet diese, pünktlich zu sein. Die großen Leute wissen wie schwer es ist, dieses Gebot zu halten. Sie haben sich lange schon an die Unpünktlichkeit gewöhnt und wundern sich sogar darüber, wenn eine Versammlung oder Sitzung zur festgesetzten Zeit beginnt.

Bei unseren Jungen ist es doch schon etwas anders geworden. Ein Führer vereinbarte mit seinen Buben, daß er, wenn sie nicht zur festgesetzten Zeit eintreffen, den Hortabend oder die Wanderung nicht durchzuführen braucht. Jedem Zuspätkommenden soll die Teilnahme verweigert werden. Mit Recht meinten die Buben nun, daß das Gebot auch für den Führer zu gelten habe und auch er von der Teilnahme ausgeschlossen werden könne.

Der Führer lächelte darüber und stimmte dem zu. Er war doch sicher, daß die Jungen diese Strenge im Ernstfall nie anwenden würden. Und doch!

Es war ein schöner Sommer Sonntag. Die Falken waren für 6 Uhr früh

bestellt. Es war eine Wanderung vereinbart. Alle waren pünktlich da! Der Führer fehlte. Es schlug sechs, alle sahen die Gasse hinunter, sie wurden ungeduldig.

Franzl konnte sich nicht länger halten: „Hört“, sagte er, „wenn einer von uns zu spät gekommen wäre, hätte er zu Hause bleiben müssen. Ihm soll das gleiche geschehen!“ — „Ich ... dafür, daß wir losgehen!“ — Einige wendeten ein, daß man den Führer nicht wie alle anderen behandeln könne. Sie waren in der Minderheit.

Die Jungen marschierten ab. Franzl führte sie. Im strammen Schritt, frohe Lieder singend, wanderten sie hin.

Da steckte aus der Straßenbahn jemand den Kopf heraus und winkte lebhaft. Es war der Führer! Er sprang heraus, die Buben blieben stehen. Er grüßte freudig und meinte, es sei schön, daß sie so weit entgegengekommen sind. Jetzt erst bemerkte er die ernsten Gesichter. Franzl klärte ihn auf.

„Du kommst zu spät! Wir dürfen das auch nicht. Die Gebote gelten für alle. Du kannst heute zu Hause bleiben,

wir wandern allein. Das ist unser Recht! — „March!“ kommandierte er. Der Führer stand mit vollbeklemmtem Rucksack da und sah seinen Jungen nach. Keiner sah sich um. Es war trostlos! Zuerst ärgerte er sich, dann machten ihm die strammen Buben Freude. Was aber die Hauptsache ist: Er wurde pünktlich!

Neue Arbeit im neuen Jahre.

Ein Jahr der Arbeit und des Kampfes liegt hinter uns. Es ist aber auch ein Jahr des Aufstieges. Trotz aller Not, trotz Anfeindungen und Verfolgung. Unsere Organisationen sind gewachsen. Innerlich und an Zahlen. So auch die „Kinderfreunde“. Ein großer Teil der Arbeiterschaft anerkennt heute schon die Wichtigkeit dieser Organisation und ihrer Arbeit. Mehr als Hunderttausend gehören ihr an. Viele tausend Kinder werden durch die „Kinderfreunde“ erfaßt und von ihnen im Sinne des Sozialismus erzogen. Die Eltern anerkennen die Erziehungsgrundsätze der „Kinderfreunde“ und folgen ihnen in ihrer Erziehungsarbeit.

Manche Neuerung belebte im vergangenen Jahre die Tätigkeit dieser Organisation. Mit Bildbandstreifen und Schmalfilm wurden unzählige Kinder belehrt und unterhalten. Bis ins letzte Dorf kamen die Wanderlehrer der „Kinderfreunde“ und erfreuten mit ihrer Arbeit groß und klein. Viele hundert Bücher wurden in die Ortsgruppen geschickt und damit die Leselust der Kinder von neuem angeregt. Unzählige Feste und Feiern wurden durchgeführt, zur Freude der Kinder und der Erwachsenen. Längst ist das Frühlingsfest der „Kinderfreunde“ ein Fest der Partei und damit der gesamten Arbeiterschaft geworden. — In den Ferien dienstlich viele Arbeiterkinder in den Heimen und Erholungsstätten. Ein gemeinsames Lager mit den reichsdeutschen „Kinderfreunden“ am Reutshahsee in Rärnten, und viele Kleinlager in den

übrigen Ländern, beherbergten die Roten Falken. Bald werden es Zehntausend sein! Gesünder und arbeitsfreudiger sind die Kinder am Anfang des Schuljahres nach Hause gekommen.

Heute lachen die Kinderfreundekinder über den „Krampus“. Sie haben ihn in ihren „Antikrampusfeiern“ selbst entwaffnet. Die Weihnachtsaktion der Roten Falken ist zu Ende. Unzählige Stadt- und Landkinder haben sie mit ihren selbstverfertigten Spielen und Puppen beglückt.

Trotzdem! Es gibt kein Rasten! Wieder rufen die „Kinderfreunde“ die klärenden Arbeiter auf und mahnen: „Helft mit bei der Erziehungsarbeit für die Partei und für den Sozialismus! Jeder von Euch gehört in die Reihen der „Kinderfreunde“! Schickt uns Eure Kinder! Tretet unserer Organisation bei, unterstützt sie, helft mit am großen Erziehungswerk der Kinderfreunde!“ Sie haben recht. Schon wieder rufen sie zu neuer Arbeit. Dazu braucht ihre Organisation neue Helfer. Es gilt, das Begonnene fortzusetzen und auszubauen!

Dem Bedürfnis nach neuen Heimen soll nach Möglichkeit Rechnung getragen werden. Durch Anstellung vieler hauptberuflicher Erzieher soll es möglich werden, die Arbeiterkinder noch besser als bisher zu erziehen. Die Kinderzeitung, das „Kinderland“ soll ausgestattet werden und noch mehr als bisher auch in die Hände der Bauernkinder gelangen. Die meisten Industrieorte sind erfaßt. Nun gilt es, das Land zu gewinnen. Durch die Patronate ist der Boden für diese Arbeit gelockert. Nun gilt es, anzupacken! Dazu bedarf es vieler, vieler neuer Helfer!

Mit Schallplatten und Film sollen die Elternabende verschönert werden. Alles Neue sollen wir der Sache dienstlich machen. Das kostet aber Arbeit und Geld. Wenn alle erkennen, daß diese Arbeit wichtig ist und notwendig, wenn alle mitwirken, dann kann sie auch geleistet werden!

verschiedenen Orten wurden umfangreiche Grabungen vorgenommen und vor den belagerten Objekten warteten schon die Lastkraftwagen, die die Mengen der Waffen, die man zu finden hoffte, abtransportieren sollten. Gesprächsweise konnte man damals sogar hören, daß man sich ernstlich der Meinung hingabe, man könnte den Artilleriebestand der österreichischen bewaffneten Macht sogar durch einige in St. Pölten gefundene Kanonen erhöhen.

Wir waren uns keine Minute über den wahren Zweck dieser Aktion im Unklaren. Denn wenn man wirklich hätte Waffen suchen und finden wollen, dann hätte man sicherlich gewußt, wo man hinzugehen habe, um Waffen zu finden. Und selbst wenn es die Sicherheitsorgane nicht gewußt hätten, dann fehlte es in diesen Tagen in St. Pölten keineswegs an Menschen, die den Militärorganen und Gendarmerieoffizieren zuriefen, wo sie hinzugehen hätten, wenn sie wirklich Waffen finden wollten. Aber Waffen zu finden war ja gar nicht die wirkliche Absicht. Die Arbeiter hätte man wenige Tage vor der Wahl durch eine mit unerhörtem Aufwand an Mitteln des Staates durchgeführte Provokation reizen wollen, damit durch eine unüberlegte Handlung der Arbeiterschaft der Vorwand gegeben gewesen wäre, die Wahlen zu verhindern. Wenn man dabei hätte die Arbeiter wehrlos machen können, dann wäre dies eine angenehme Zugabe gewesen.

Was man nun gefunden hat, erweist sich bei den Verhandlungen, die mit den Besitzern der sozialdemokratischen „Waffenarsenale“ durchgeführt wurden.

Am Freitag, den 19. Dezember, fanden vor dem Bezirksgericht St. Pölten (Richter Dr. Roszler) drei Verhandlungen über diese Frage statt.

Beim Angeklagten Johann Tauscher, der von der Kanzlei Dr. Krömer verteidigt wurde, hat man die meisten Waffen gefunden. Wir wollen den Inhalt des Arsenalis aufzählen: Eine Frommerpistole samt Ledertasche (Genosse Tauscher ist Besitzer eines Wappens), einen Trommelrevolver, einen umgearbeiteten mexikanischen Karabiner, zwei Karbon Patronen, Kal. 6.35, 9 Stück Patronen (für Wölke), Kal. 9.65, dann eine Liste von Gewehrpatronen, die deshalb so lang wurde, weil man einfach, oft nicht einmal ein Magazin voll, als einen besonderen Bestandteil des Fundes aufzählte, ebenso leere Patronenhüllen, 180 Revolverpatronen, 49 Stück Sprengkapsel, eine Plombierzange, eine Karabinerpußschnur, ein Holzstückchen mit diversen kleinen Federn und Schrauben, die als Gewehrbestandteile bezeichnet wurden, und eine emaillierte Feldflasche. Weil diese Dinge beim Angeklagten gefunden wurden, wurde gegen ihn die Anklage wegen Diebstahls (es sollen diese Gegenstände vom Angeklagten dem Aerar gestohlen worden sein) und wegen Uebertretung des Waffenpatents erhoben.

Tauscher verantwortete sich damit, daß er für die Frommerpistole, die keineswegs ärarisches Gut sei, einen Wappenspaß besitze und zum Besitz dieser Pistole und der bei ihm gefundenen Revolvermunition berechtigt sei. Den Karabiner habe er auf dem Rückzug aus Italien bei Kriegsende aus einer Menge solcher Gewehre herausgenommen und nach Oesterreich mitgebracht, weil sie wohl vorher ihre Gewehre wegwerfen, dann aber erfahren hätten, daß auf den Bahnhöfen es Gepäck gebe, aber sowohl der Karabiner wie auch die Feldflasche, der Patronengurt samt Patronentasche und Inhalt und das Rüstchen mit den Gewehrbestandteilen sei ihm bei der Abrüstung belassen worden und nur die österreichischen Militärgewehre seien damals abgenommen worden. Die Pußschnur gehöre dem Arbeiter-Schützenverein Steinadler, dessen Mitglied der Angeklagte sei, und die Militärpatronen, die er damals mit nach Hause brachte, die alten Revolverpatronen seien zum Teile entleert worden und mit dem daraus gewonnenen Pulver habe er damals, als er arbeitslos war, Stöcke gesprengt. Daher auch noch ein Besitz

von Sprengkapseln. Auf die Frage des staatsanwaltschaftlichen Funktionärs, wozu er denn so viele Waffen brauche, erklärte der Angeklagte, daß der mexikanische Karabiner zum Schießen ganz ungeeignet sei, weil er verrostet ist und mit ihm nicht einmal ein Schreckschuß abgegeben werden konnte, und der eine gefundene Revolver sei von ihm, als er noch in die Schule gegangen war, erstanden worden und damit hätten sie als Buben Indianer gespielt. Der Revolver war nämlich schon damals zum wirklichen Gebrauch als Waffe ungeeignet.

Beim zweiten Angeklagten, Anton Holler, hat man einige Militärpatronen, 40 Exerzierpatronen und ein Bajonett samt Scheide gefunden. Der Angeklagte, der ebenfalls von der Kanzlei Doktor Krömer verteidigt wurde, gab an, daß ein Teil der Patronen von feindlichen Mächten waren, daß bei der Abrüstung im Jahre 1918 ihnen nur das Gewehr, nicht aber der Ueberschwung samt Bajonett und Patronentasche abgenommen wurde und die 40 Exerzierpatronen, die habe er schon vor dem Krieg nach einer Waffenübung nach Hause gebracht. Daß das Bajonett nicht gebraucht wurde, beweist am besten der Umstand, daß es völlig verrostet in der Scheide steckte, als es „gefunden“ wurde. Auch dieser Angeklagte wurde wegen Diebstahl und Uebertretung des Waffenpatents angeklagt. Beide Verhandlungen wurden zwecks Einholung der Strafkarten, Beischaßung der gefundenen Gegenstände und Einvernahme eines Sachverständigen über die Brauchbarkeit der Waffen vertagt.

Die dritte Verhandlung wurde gegen Johann Steinwendner, Obmann der Kinderfreunde-Ortsgruppe St. Pölten-Süd, durchgeführt. Im Kinderheim hatte man nämlich drei Gummiwürste und einen Totschläger gefunden. Steinwendner verantwortete sich damit, daß er wohl der Obmann des Vereines sei, im Zimmer, in dem diese Gegenstände gefunden wurden, seien die Kästen bis auf einen, der vom Erzieher zur Aufbewahrung des Materials benützt werde und daher versperrt ist, unversperrt, die Kinder hätten zu diesen Kästen, in denen ihr Spielzeug aufbewahrt werde, ungehinderten Zutritt und es ist wohl möglich, daß jemand diese Gegenstände dort hineingelegt hat. Ihm war vom Vorhandensein dieser Sachen aber nichts bekannt, er könne nicht täglich eine Kontrolle dieser Kästen durchführen, und seine Bemühungen, den Eigentümer dieser Gegenstände zu finden, sei erfolglos gewesen. (Der Eigentümer wird sich auch ausgerechnet melden, damit er bestraft werden kann. Die Red.) Da diese Verantwortung des Angeklagten nicht widerlegt werden konnte, ging das Gericht mit einem Freispruch vor.

Zu den beiden ersten Verhandlungen wollen aber wir noch ein Wort sagen: Es hat seit dem Kriege gegen verschiedene Menschen schon Verhandlungen gegeben, weil sie verbotene ärarische Waffen im Besitz hatten. Weil aber die Aktion vor den Wahlen, die so großzügig begonnen wurde und so kläglich geendet hat, doch irgendwie gerechtfertigt werden mußte, vielleicht aber auch weil es gegen Sozialdemokraten ging, wurde die Anklage nicht nur wegen Uebertretung des Waffenpatents, sondern auch wegen Diebstahl erhoben. Warum müssen aber gerade diese Arbeiter dafür bestraft werden, weil sich die Heimwehrregierung so kläglich blamiert hat?

Sie sind nicht Herr Ihres Eigentums, solange Sie durch hohe Zinsen Schuldenlasten tragen. Beim Bau, Kauf, Hypothekenauflegen, Erwerb von Landwirtschaften und gewerblichen Betrieben hilft Ihnen nur Geld ohne Zinsen von der Ruffstener Bauhilfe, Geschäftsstelle in Wien, I., Wallnerstraße 8/30. (E.)

Das Weltbild im Wochenspiegel.

Die Revolte in Spanien.

Die Rädelshörer an dem Militärputsch in Jaca und zwar die Hauptleute Galan und Salinas wurden zum Tode verurteilt. Das Urteil ist sofort vollstreckt worden. Auf die Kunde hin brach am Militärflugplatz in Madrid eine Revolte aus, die erst niedergeworfen werden konnte, als der Flugplatz mit Geschützfeuer belegt wurde. Die Führer dieses Aufstandes, unter ihnen der bekannte Ozeanflieger Major Franko sind nach Portugal geflohen. In den Städten wurde der Streik proklamiert und es entwickelten sich an verschiedenen Orten blutige Kämpfe zwischen Demonstranten und der Polizei. 80 Tote sollen das Ergebnis dieser Kämpfe sein.

Produktive Arbeitslosenfürsorge in England.

Die englische Regierung gab im Unterhaus die Erklärung ab, daß sie Pläne vorbereite, nach denen um 160 Millionen Pfund Aufträge für die Industrie durchgeführt werden sollen. Für Wegebau sollen 60 Millionen Pfund verwendet werden.

Die Wirkung der französischen Bankkrisis.

Nach einer Mitteilung des französischen Justizministeriums befinden sich gegenwärtig in Paris 181 Bankiers wegen der Banktranche im Anklagezustand. 35 davon sind in Haft. Als diese Mitteilung auf der Börse bekannt wurde, brach eine Panik aus. Man soll große Diebe nicht nur nicht hängen, sondern nicht einmal anlehnen.

Millionenwert ohne Eigentümer.

In New-York wurde der französische Dampfer Alesia angehalten und die Ladung, die als Pelzwaren deklariert war, sichergestellt. Es waren 1100 Pfund Morphium im Werte von 1 Million Dollar. Die Raufgizthändler, die wahrscheinlich vorher gewarnt wurden, ließen die Ware im Stich, worauf sie beschlagnahmt wurde.

Eine kleine Mehrheit für das Kabinett Steeg.

Bei der Abstimmung in der französischen Kammer über die Regierungserklärung ist das neugebildete Ministerium Steeg mit 29 gegen 284 Stimmen in der Mehrheit geblieben.

Baugoins große Staatsaktion vor Bericht.

Einige Tage vor der Wahl wurde so wie die übrigen Industriegegenden eines Morgens auch St. Pölten plötzlich mit einem gewaltigen Aufgebot von Militär und Gendarmerie überschwemmt. Einzelne schon vorher festgestellte Objekte, die entweder der Sitz von Arbeitervereinen waren oder in denen bekannte Parteigenossen wohnten, wurden von Gendarmerie und Militär umzingelt und es begann eine eifrige Suche nach Waffen, die sich im Besitz der Arbeiter befinden sollten. Dächer wurden aufgerissen, Mauern durchstoßen, an

tervereinen waren oder in denen bekannte Parteigenossen wohnten, wurden von Gendarmerie und Militär umzingelt und es begann eine eifrige Suche nach Waffen, die sich im Besitz der Arbeiter befinden sollten. Dächer wurden aufgerissen, Mauern durchstoßen, an

Wer in der Nacht nicht schlafen kann, Der kauf' ein Bett bei „Sannemann“.

Vom Bauernsohn zum Staatskanzler.



Zum 60. Geburtstag Dr. Renners.
Das „Geburtskind“ im Kreise der Familie.

Renners Kindheit.

Karl Renner wurde am 14. Dezember 1870 in Unterjannowitz, einem südmährischen Dorfe bei Nikolsburg, als das letzte oder vorletzte, als siebzehntes oder achtzehntes Kind eines Landwirtes geboren. Bei so reichem Segen hatten die Eltern eben jede Uebersicht verloren, zumal Karl in Begleitung auf die Welt gekommen war, in Koalition mit einem Zwillingbruder, des Namens Anton. Leider teilte diese Koalition das Schicksal vieler anderer: sie ging bald in die Brüche. Der Toni ist gleich nach der Geburt gestorben und richtete noch im Sterben ein Malheur an: Die Erkennungszeichen der beiden Säuglinge wurden vertauscht und man mußte sich auf den Schiedspruch der Mutter verlassen, die entschied: Der der lebt, das ist der Karl. Und wenn Doktor Renner 50 Jahre später während der bewegtesten Kanzlerzeit, wenn von Angriffen von allen Seiten nur so wimmelte, meinte: „Ach hoffentlich muß mein armer Zwillingbruder im Himmel nicht die Sünden für den Karl abbüßen, denn ich glaube, ich bin der Anton und er ist der Karl.“ so kann vielleicht stimmen.

Sein Vater hieß Matthias, war gewest und geschäft, nur ein wenig fähig. Die Mutter war von einer Engelsgüte und hatte in ihrer Jugend weit und breit als das schönste Mädchen gegolten. Sie heiratete schon mit sechzehn Jahren brachte wie gesagt achtzehn Kinder zur Welt und hat vierzehn davon großgezogen. Sie erreichte ein Alter von 70 Jahren.

Als Weinbauer und Jäger hat Vater Renner Land und Leute sehr gut gelannt und erzählte seinen Buben oft von den Reisen nach Olmütz und Schlesien. Er lenkte die Kinder Aufmerksamkeit auf alles, was er sah.

Weniger erfreuliche Erinnerungen sind die vielen Prügel, die der Karl von den zehn älteren Brüdern einstecken mußte. Seine einzige Waffe in diesen ungleichen Kämpfen war das Schreien, das er virtuos beherrschte und vielleicht hält heute das Redner-Organ Renners so viel aus, weil sich seine Stimmritze schon in frühesten Jugend so gewaltig entwickeln und üben konnten. Die Rettung in solchen Schlächten brachten entweder die drei Schwestern oder der mit einem Pflugreißel bewaffnete Nachbar, der mit drohender Stimme rief: „Wo ist der Bua, i schmeiß wahn in Brunn!“

Sehr beliebt beim „Buan“ waren auch die Marktfahrten des Vaters nach Dürenholz; wurde Karl dazu nicht eingeladen, so verbrachte er einige Stunden versteckt auf dem mit Krauthappeln beladenen Wagen und fuhr denn „schwarz“ mit. Einmal ging's hoch her, der Vater kaufte für den Rückweg und für die Seimon zu Hause

eine gebratene Gans. Er gab sie zu den Krauthappeln rückwärts in den Wagen, allwo auch der Bub in seinem Versteck lag, und ging dann seinen Geschäften nach, die ihn fast den ganzen Tag vom Wagen fernhielten. Der Appetit Karls war von guten Eltern und so kam es, daß Karl in Ermangelung von anderen eßbaren Dingen das Gänselein systematisch benagte, immer mehr und rundherum — er kam ganz gut ohne Messer aus — und als der Vater zurückkam, gabs nicht einmal ein paar Ohrfeigen, so sehr mußte er über das Gansfragment lachen.

Auch mit dem ihm zugewiesenen Teil des Frühbrotes war Karl nicht immer zufrieden. Besonders in den Sommertagen, während der Schnittzeit, machte man mit dem Essen nicht viel Aufhebens, da galt das Frühbrot gleich als Mittagessen, zum Kochen war einfach keine Zeit. Und nicht nur das. Selbst das Wenige, das Karls knurrendem Magen geboten wurde, war noch ständig von hungrigen Wölfen bedroht, von den zehn Brüdern, vor denen der Benjamin alles verstecken mußte. Das schönste Versteck war das Dach der Scheune. Es war zwar nicht einfach hinaufzukommen, aber hatte er es erklommen, so lief er wie ein Wiesel über die Balken und versteckte seinen Schatz im Heu. Doch o Schmerz, als er den Schatz beheben wollte, kam er gerade zurecht, um noch das letzte Bispel von der Rake zu erwischen, die sich soeben vergnügt lächelnd aus dem Stauhe machte, nachdem sie alles bei Fuß und Stängel aufgefressen hatte!

Am Abend versammelte sich die so zahlreiche Familie um einen großen Eichentisch, Vater, Mutter und rundherum alle Kinder: hier war die Fortsetzung des Kampfes um das tägliche und um das größere Stück Brot. Trotz der Knappheit half die vom Vater oft wegen ihrer Güte gescholtene Mutter den Kastelkindern,

Schleisern und fahrenden Künstlern, alle fanden eine Herberge in der Rennerschen Scheune.

Die fremden Leute hatten für den kleinen Karl etwas besonders Anziehendes, er wäre sehr gerne mit ihnen mitgezogen. Zu seinen besonderen Lieblingserinnerungen gehören aber die Muse- (nicht Müse-)stunden beim alten Morawel. Dieser war „Kirnbater“ (Kirchenvater), Dorferzähler und Bauerndichter, der bei Hochzeiten und sonstigen festlichen Gelegenheiten mit größter Gewandtheit im Stregreif Gedichte her sagte und am Drisende bei den Weinkelern mit dem Buben Gespräche führte, zuerst in Prosa, dann in Versen, zum Schluß beide in Versen, der Alte und der Bub, der eben erst in die Schule ging. Hier empfing Karl die ersten Weihen der Dichtkunst. Sein erstes Gedicht schuf er in der dritten Volksschulklasse, er besang die — Hochzeit des Kronprinzers! Er war auch zu hingerissen von den Ereignissen des vorhergehenden Tages: die Kinder hatten Schärpen getragen und drei Eichen waren gepflanzt worden. In aller Herrgottsfrühe des nächsten Tages setzte sich Karl darum an das Heiligstum der Familie, den seit Generationen vererbten väterlichen Schreibtisch, den zu öffnen vom Vater ausdrücklich nur dem Karl als besonders hohe Auszeichnung verliehen worden war. Vom Genius des Dries und der Zeit befeelt, verfaßte also Karl hier das Gedicht zur Verherrlichung des Tages. Es muß offenbar rührend-schön gewesen sein, denn die Mutter, der Karl es nachher beim Kaffeeloch vortrug, hat ihn geliebt und umarmt und — ein Extrahäsel Kaffee freiwillig hergegeben. Auch als Erzähler war Karl sehr geschäft; beim Federnschleifen und anderen winterlichen Beschäftigungen des Dorfes plauderte er munter drauf los und wußte immer was Neues.

Fortsetzung folgt.

Die Gemeinden in Gefahr!

Ausplünderung Wiens zu Gunsten reicher Länder — aber kein Lastenausgleich für Niederösterreich. — Keine Hilfe durch die Abgabenreform.

Nun haben die Berge gekrächelt und es ist zwar kein Mäuselein, aber eine bössartige Mißgeburt geboren worden, die sich uns als „Finanzausgleich“ vorstellt. Es hat lange genug gedauert, ehe die bürgerlichen Parteien und die bürgerlichen Landesvertreter untereinander halbwegs darüber einig geworden sind, wieviel Geld sie von Wien verlangen und wie sie es untereinander aufteilen sollen. Diese Beschlüsse wurden dem Finanzministerium vorgelegt, von diesem noch korrigiert und das was dabei herausgekommen ist, ist eben der Regierungsentwurf, der Donnerstag unter dem Titel

„Finanzausgleich“ im Nationalrat eingebracht worden ist.

Verhandelt wurde über den Lastenausgleich viel. Aber die Niederösterreicher haben die Vorarlberger, die Tiroler, die Kärntner usw. gefragt, wieviel Wien hergeben soll.

Nur diejenigen, die es eigentlich angegangen ist, die Wiener haben sie nicht gefragt.

Und dagegen wehrt sich der Wiener Finanzreferent Breitner und dabei hat er dies sagen wir nicht wider offen, die volle

Unterstützung der niederösterreichischen Sozialdemokraten.

Was will man von Wien?

Denn das, was man von Wien will, etwas ganz anderes, als ein gerechter Lastenausgleich zwischen Wien und Niederösterreich. Sehen wir uns nur einmal diese Regierungsvorlage, um die jetzt der Kampf geht, näher an. Da finden wir, daß Wien von seinem Anteil an den Verbrauchsteuern etwa 30 Millionen an die anderen Bundesländer abtreten soll. Soll das Niederösterreich bekommen? So viel hat Niederösterreich niemals von Wien verlangt, auf einen so hohen Betrag hätte es auch keinen Anspruch. Nur keine Sorge, wir bekommen das Geld gar nicht.

Wir bekommen von diesen 30 Millionen wenn es hoch geht 9 Millionen. Den Rest schlucken die anderen Länder.

Nun fragen wir jeden vernünftigen Menschen in diesem Lande: Welche steiermärkischen oder oberösterreichischen, welche Vorarlberger oder Tiroler Arbeiter und Angestellte haben ihre Arbeitsstätte in Wien? Schon die große räumliche Entfernung schließt dies vollkommen aus.

Welche Ausgaben erwachsen also diesen Ländern und ihren Gemeinden aus der Existenz Wiens? Gar keine!

Und wenn man dort von den Straßen spricht, nun die vielbefahrenen Straßen führen dort im wesentlichen zu ihren Landeshauptstädten. Haben die Länder daher die Straßenunkosten, so haben sie auch den wirtschaftlichen Vorteil dieser Straßen. Trotzdem sollen diese Länder 70 Prozent dessen schlucken, was Wien weggenommen wird. Da hat natürlich von Gerechtigkeit und Billigkeit nicht mehr gesprochen werden.

Noch aufreizender ist es, wenn wir uns die Aufteilung ansehen, die der Entwurf für einen weiteren Betrag von rund 9 Millionen vorschlägt, der gleichfalls Wien weggenommen werden soll. Diese 9 Millionen soll Wien hergeben, weil es dadurch, daß ein und dasselbe ist, eine viel billigere Landesverwaltung hat als andere Länder. Nun fragen wir wieder jeden vernünftigen Menschen:

Was geht das die Vorarlberger, die Oberösterreicher, die Kärntner usw. an. Was haben sie dadurch verloren, daß sich Wien durch die Ländertrennung eine billige Landesverwaltung einrichtet?

Wenn Wien und Niederösterreich heute noch vereinigt wären und die Wiener Landesverwaltung daher ebenso teuer wäre wie in anderen Ländern, so hätten diese deshalb nicht einen Groschen eripart. Welchen Anspruch haben sie daher, aus diesem Titel eine Entschädigung von Wien zu erhalten? Gar keinen! Einen gewissen Anspruch auf Entschädigung hat auch hier nur Niederösterreich, weil es 1920 die gesamte Landesverwaltung, die für mehr als 3 Millionen Menschen berechnet war, für seine 1.5 Millionen Menschen übernommen hat. Dies ist auch der Ausgang unseres Finanzelends und daraus mag uns dieser Anspruch erwachsen, wobei freilich zu sagen ist, daß schließlich niemand die niederösterreichischen Christlichsozialen gezwungen hat, 1920 so wenig die Interessen des Landes zu bedenken.

Ausplünderung — nicht Lastenausgleich!

Was die anderen Länder wollen ist, Wien zu zwingen, ihnen Geld zu geben auf das sie kein Recht haben. Mit einem finanztechnischen Fremdwort nennt man dies Dotation. Man kann es aber ebenso gut Ausplünderung nennen.

Und gegen diese Ausplünderung wehren sich nicht nur unsere Wiener Genossen, dagegen wehren auch wir uns als niederösterreichische Sozialdemokraten. Als Sozialdemokraten, weil wir uns unser wies Wien nicht demolieren lassen und als Niederösterreicher, weil ein Verborren Wiens auch für uns, deren Industrie heute nicht zuletzt von Wiener Aufträgen lebt, zu einer weiteren Verschärfung unserer furchtbaren Krise führen würde.

Das ist es also, was bei dieser famosen Regierungsvorlage zur Abgabenteilung herausgekommen ist. Kein gerechter Lastenausgleich zwischen Wien und Niederösterreich, sondern eine Ausplünderung durch Länder, die auf Wiener Geld keinen Anspruch haben.

Und was das Schlimmste ist — jenes Land, nämlich wir, welches als einziges einen Anspruch an Wien erheben darf, kommt dabei am schlechtesten weg.

Das Defizit des Landesvoranschlages hat im vorigen Jahr 12 Millionen:

betragen, nach allem, was man hört, soll es dieses Jahr um mindestens die Hälfte höher errechnet sein, also an die 20 Millionen Schilling heranreichen. Aus der ganzen Abgabenteilungsreform bekommt aber das Land sage und schreibe 8 Millionen Schilling, also nicht einmal die Hälfte seines Defizits.

Damit kann man gerade die Verwaltungs-maschinerie im Gange halten, aber das darauf es bei uns ankommen würde, daß das Land endlich eine Investitionstätigkeit entfalten kann, dafür bleibt kein Groschen übrig.

Nichts für die Gemeinden!

Wie sieht es aber erst in den Gemeinden aus? Alle niederösterreichischen Gemeinden, 1721 an der Zahl, bekommen zusammen 4,67 Millionen Schilling. Wagt Ihr, wie wenig das ist? Weil unser Land immer mehr und mehr verarmt ist, hat es alle Lasten, die es irgendwie abwälzen konnte, den Gemeinden auferlegt. Aber nicht nur das Land allein, sondern auch der Bund, der gewiß nicht arm ist, hat sich bemüht, den Gemeinden möglichst viel Geld wegzunehmen. Man hat den Gemeinden die Zuschüsse zu den Personalunkosten ihrer Verwaltung gestrichen. Dies war der Anfang ihrer großen finanziellen Schwierigkeit. Das Land hat den Gemeinden die Verpflegungskostenbeiträge und die Schulklassenabgabe aufgewälzt. 1928 wurden ihnen 18 Prozent ihrer autonomen Umlagen vom Lande glatt konfisziert. Und der lächerliche Bund hat noch dazu den Gemeinden den Zuschuß zum Kleinrentnerfonds auferlegt.

Dies bedeutet, daß nächstes Jahr die Gemeinden aus dem Kleinrentnerfonds und aus der Erhöhung der Verpflegungskostenbeiträge allein um 1,5 Millionen Schilling mehr zu leisten haben werden, als dieses Jahr.

Dazu kommt, daß durch die Wirtschaftsnote die Einnahmen aus der Fürsorgeabgabe und den Umlagezuschlägen rapid sinken, daß ebenso der Anteil der Gemeinden an den direkten Steuern des Bundes unauffällig zurückgehen muß. Außerdem sollen aber die direkten Steuern — natürlich nur soweit sie die Besitzenden treffen, betriebe nicht die Lohnsteuer der Arbeiter und Angestellten — ermäßigt werden. Daher neuer Einnahmerrückgang der Gemeinden.

Das Endergebnis ist, daß diese 4,7 Millionen, die die niederösterreichischen Gemeinden bekommen sollen, heute bereits aufgezehrt sind.

Wenn also der Regierungsentwurf Gesetz würde, so würde diese „endgültige“ Regelung bedeuten, daß die furchtbare finanzielle Not, unter der unsere Gemeinden leiden müssen, „endgültig“ verewigt werden würde. Aber es wird noch schlimmer kommen. Denn es kann kein Zweifel sein, Wien wird nicht alles schlucken, was ihm in diesem Regierungsentwurf vorgekehrt worden ist. Selbstverständlich wird Wien nicht zusehen, wie man seine Rassen einfach ausplündern will. Das Ende wird daher sein, daß die Herren mit Wien einen Ausgleich treffen müssen, und Wien daher bedeutend weniger zahlen wird müssen, als man jetzt von ihm verlangt. Das bedeutet, daß dann das Land nicht 8 Millionen Schilling bekommt, sondern bedeutend weniger und unsere Gemeinden nicht 4,67 Millionen Schilling, sondern gleichfalls bedeutend weniger.

Das bedeutet, daß das Ende dieser famosen „Sanierung“ sein wird, daß das Defizit unserer Gemeinden nächstes Jahr noch viel größer sein muß als heuer.

Verhandelt mit Wien!

Muß? Nein es muß nicht so sein. Wir wissen nicht, wie groß die Zugeständnisse sind, die Wien schließlich machen wird.

Aber eines wissen wir, der Betrag wird groß genug sein, um jenen zu helfen, die darauf allein Anspruch haben.

Nämlich Niederösterreich und in Niederösterreich vorzüglich die Gemeinden. Es müßte nur eines geschehen, es müßte dafür gesorgt werden,

daß dieser Betrag nicht unter 8 Länder aufgeteilt wird, bei denen er für 7 ein reines Geschenk ist, sondern in seiner Gänze bei jenem einen Lande bleibt, welches darauf wirklich Anspruch hat.

Wenn die anderen Länder Geld wollen, dann sollen sie sich an den Bund wen-

den, der sie wirklich geschädigt hat, aber einen Anspruch auf einen Lastenausgleich mit Wien hat nur Niederösterreich. Diesen Lastenausgleich wird Wien zweifellos zugestehen. Hier wird man sich leicht auf einer gerechten Grundlage einigen können. Er wird für Wien erträglich sein und unsere Gemeinden, unsere öffentliche Wirtschaft aus ihrer Not reißen. Aber dazu ist Niederösterreich nicht da, anderen die Rastanien aus dem Feuer zu holen.

Es ist nicht wahr, daß es zwischen Wien und Niederösterreich einen Interessengegen-

satz gibt. Diese beiden Länder sind unauflöslich miteinander verbunden. Darum müssen sie sich verständigen, darum fordern wir für unsere Gemeinden, zum Heile der Wirtschaft unseres Landes, daß unsere Landesregierung sich aus der unheilvollen Verbindung mit den Parasiten, die am Wiener Körper schwarzen wollen, löse und daß es mit Wien direkt über einen gerechten Lastenausgleich zwischen Wien und Niederösterreich verhandelt, und mit Wien gemeinsam ungerechtfertigte Ansprüche Dritter zurückweist!

Der Rassenwindel der Nazi.

In der ausgezeichneten Zeitschrift „Urania“ (Herausgeber: Julius Meinel) befindet sich ein Aufsatz mit dem Titel „Rassentheorie“, die bekanntlich einer der Schlagwörter der Nazis ist. Wir entnehmen dem Aufsatz folgende bemerkenswerte Darlegungen. Die Ueberlebenden aus der Hölle von Blut und Dreck der Kriegsfrennen haben dem Völkerring als mißlungenem Lösungsversuch kapitalistischer Verwirrungen den revolutionären Krieg erklärt. Nur ruckweise und mit Ueberwindung vieler Hindernisse reißt die neue Gesellschaft. Da lassen ihre Widersacher den lügendwandten Etappengeist immer wieder aufleben, der Einsichtslose und Unaufgeklärte ins Verderben schießt, während seine Prediger den Aufschub der Entscheidung genießen. Zu den Blendmitteln solcher Art in

biologischer Anjimm. Den nordischen Menschen gibt es nicht, weder in der Vergangenheit noch als Rezept, wie er künftig zu machen wäre. Aus keinem geschichtlichen Zusammenhang stellt, daß eine „rassisch“ umschriebene Gruppe für die Größe irgendwelcher Völker irgendwie verantwortlich wäre. Ebenso wenig kann von der Förmung einer solchen eingebildeten oder fälschlich herausgeschälten Gruppe die Rede sein. Schließlich ist die Rasse überhaupt kein Begriff, mit dem für den Menschen theoretisch und praktisch etwas anzufangen ist.

Was soll denn eine Menschenrasse sein?

„Eine Rasse stellt sich dar in einer Menschengruppe, die sich durch die ihr eigene Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen Menschengruppe unterscheidet und immer wieder ihresgleichen zeugt“ (H. Günther). Die Rasse soll also eine „ergleiche Menschengruppe“ sein. Zu dieser Behauptung muß statt alles Darumherumgeredes der Lebensforscher das Wort nehmen.

Das im Französischen und Englischen gebräuchliche Wort „Race“ (deutsch: Rasse) bezeichnet in der Biologie des vorigen Jahrhunderts, z. B. bei dem eigentlichen Entdecker der Geschichte des Lebens auf der Erde, Ch. Darwin, eine nicht scharf umschriebene Pflanzen- oder Tiergruppe, aus der als Ausgangsmaterial recht Verschiedenes werden kann. Eine artgleiche Gruppe erfordert daher ganz bestimmte, auf einzelne Merkmale bezogene und beschränkte Nachweise, die lediglich im genau kontrollierten Züchtungsversuch zu erbringen sind. Solche Strenge ist meist

nur bei ungeschlechtlicher Fortpflanzung oder bei geschlechtlicher Inzucht möglich.

Alles andere gehört zu den unüberblickbaren Mischgruppen ohne Vererbungs- oder rassewissenschaftliche Cältigkeit. Auf den Menschen angewandt, heißt das nichts anderes, als daß jede seiner geschichtlich gewordenen Gruppen, also alle Teile der Gegenwartsanenschaft, besonders die Mitteleuropäer, und gar wir Deutschen,

eine ganz gemischte Gesellschaft

darstellen. Und nun noch die Lebenslage, das „Milieü“, in das der Mensch hineingeboren wird und weiter hineinwächst, ohne Rücksicht auf sein mitgebrachtes Rassegemisch!

Materiell-ökonomische Faktoren gestalten sein Schicksal.

Von der „Rassigkeit“ bleibt wissenschaftlich gar nichts übrig. Sie ist Illusion. Auch der Rasseprofessor Günther kommt in Verlegenheit und muß gestehen:

„Die Rassenkunde ist in der mißlichen Lage, den überaus größten Teil der europäischen Menschen für Mischlinge, für Bastarde, erklären zu müssen. Das macht sie zu einer peinlichen, störenden Wissenschaft, und gibt ihr etwas Unbequemes von der Art jener Aufforderung: Erkenne dich selbst!“

In der Tat peinlich, störend und unbequem für die Rassepropheten; aber

Guter Kaffee und Meinl-Kaffee ist ein Begriff

Meinl's gebrannte Kaffee-Mischungen sind weltberühmt.

Mischung IV	1/4 kg	2.-
Mischung III	1/4 „	2.30
Mischung II	1/4 „	2.50
Sao Paulo		
Mischung I	1/4 „	2.70
Spezial	1/4 „	3.-

Wir führen auch feinere und billigere Sorten.

Julius Meinel
Kaffee-Import
gegr. 1862

Deutschland und anderen militärisch besiegten Ländern gehört die Erhebung der Rasseforderung. Von den drängendsten Tagesfragen wirtschaftlicher Art wird abgelenkt „in das Gebiet sittlichen Wollens“. Es wird gesagt, daß die „Fragen der sittlichen Entscheidung“ aus „rassekundlichen Einsichten“ beantwortet werden, und vorgespiegelt, daß alles Heil vom „Einhalten einer bestimmten Ausleseordnung“ komme.

Die deutsche Rassenpropaganda der Nachkriegszeit ist völlig haltloses Gerede, was ihre wissenschaftliche Begründung betrifft. Ihre Absicht und Wirkung ist um so deutlicher. Der Rasseprofessor H. Günther „lehrt“:

„Aus dem drohenden Untergang kann ein neuer Aufstieg nur werden, wenn das nordische Blut, dem die geschichtliche Größe aller indogermanischen Völker zu danken ist, wieder erstarkt und nordische Menschen wieder zahlreich und führend werden“. Aufordnung (!) tut not, heißt die Lösung. Einstweilen soll „die seelische Verpflichtung auf das Bild der Nordrasse“ geweckt werden. Später (wann?) wohl nach dem „legalen“ Sieg der Partei mit rassischer Zielsetzung) wird nachgeholfen.“

Jedes Wort der rassischen Forderung ist taktischer, historischer, soziologischer,

Herrliches Weihnachtsgebäck

NACH **Oetker's** REZEPTEN!

wir erkennen sie wenigstens! Die Freunde der nordischen Rasse in der deutschen Nachkriegsetappe haben neben anderen ein Gegenstück in den ungarischen Rasseführlern. Nach Ungarn sind im neunten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Magyaren eingewandert und haben sich mit Dakern, Bastarnern, Geten, Illyriern, Pannoniern, Sarmaten, Jazygen, Bandalen, Bulgaren, Alanen, Awaren, Hunnen, Sueven, Quaden, Markomannen, Scythen, Langobarden, Goten vermischt. Waren diese Stämme bereits im biologischen Sinne durchaus keine reinen Rassen, so sind es die aus dem Gemisch hervorgegangenen „ermachenden Magyaren“ erst recht nicht; aber sie fordern ihre Rassenreinheit mit demselben Mut und derselben Aussicht auf Erfolg wie die Deutschen — auch aus demselben wahren Grunde.

Die Triebkräfte der Weltgeschichte sind weder Rasseverschiedenheiten, noch Götter, Helden, große Männer, Führer, Haupt- und Staatsaktionen, Ideen oder Triebe. Alle diese Erklärungen sind nichts sagend, wenn auch in ihren Beweggründen durchschaut. Die Götter und Helden sind Einbildungen ihrer Vertreter. In den großen Männern und Führern finden bereits im Gang befindliche Bewegungen Ausdruck.

Die menschliche Gesellschaft macht vielmehr ihre Geschichte selbst, und der Antrieb aller überlieferten Geschichte ist ein und derselbe: der Klassenkampf.

Im Klassenkampf der Gegenwart ist die Rassenbehauptung und Rassenforderung nichts anderes als ein Schutzmittel der von den proletarischen Massen in die Abwehr gedrängten, bisher herrschenden Schichten. Im Zeitalter des Welthandels und des über Völker und Länder kartellierten Kapitalismus will sich die besitzende Oberschicht in unerweislich behaupteter Reinheit noch einmal erhöhen und die Unterdrückten niederhalten.

Unsere brennende Sorge ist nicht, das deutsche Volk auf nordische Art zu verbessern — leeres Hirngespinnst auf verlorenem Posten — sondern die Lebenslage der proletarischen Massen so zu heben, daß ihre unerschöpflichen Möglichkeiten zur Entfaltung kommen können.

Waffeltorte. 3 Dotter rührt man mit 10 Dekagramm Zucker schaumig, mischt dann den festen Schnee von 3 Eiwelns, 9 Dekagramm Mehl und 1 Messerspitze Dr. Detkers Backpulver ein und bäckt bei mittlerer Hitze. Erkalte, durchschneidet man die Torte, füllt sie mit Creme, bestreicht oben und an den Seiten ebenfalls mit Creme und bestreut dicht mit kleinerbrochenen Waffeln oder Karlsbader Oblaten. Creme: 10 Dekagramm gute Butter verührt man mit 3 Dekagramm gerösteten, geriebenen Haselnüssen recht schaumig; inzwischent läßt man 4 Löffel schwarzen Kaffee mit 1 Dekagramm Kakao, 1 Eßlöffel Staubzucker und 1 Päckchen Dr. Detkers Vanillin-zucker aufkochen, rührt dann langsam kalt und nun in die schaumige Butter ein. (E.)

Aus der Kreisstadt des Viertels ober dem Wienerwalde



Mein schönstes Weihnachtsgeschenk

wäre eine elektrische SINGER Nähmaschine mit allen Hilfsapparaten. Ich würde dann viel Zeit und Arbeitskraft ersparen und schnell und mühelos alle Näh-, Stick- und Stopftechniken der modernen Nadelarbeit beherrschen. Sie würde mir eine Fülle von Behaglichkeit und Freude bringen.

DIE GUTE SINGER

St. Pölten, Kremsergasse Nr. 41

Eine Hilfsaktion für die Kinder der Arbeitslosen.

Der Bürgermeister wendet sich mit folgendem Aufrufe an die hilfsbereite Bevölkerung unserer Stadt.

Die allgemeine wirtschaftliche Not ist in St. Pölten durch die völlige Stilllegung großer Betriebe außerordentlich verschärft worden. Ueber 5000 Bewohner unserer Stadt müssen feiern, rund 600 Arbeitslose beziehen keine Unterstützung. Nahezu 1000 Familien leben in unserer Stadt, in denen die Eltern arbeitslos sind. Die 1720 Kinder in diesen nothleidenden Haushalten haben wohl den nächsten Anspruch an die Hilfsbereitschaft der Mitbürger. Die Stadtgemeinde ist überzeugt, daß jedermann in St. Pölten, dem es sein Vintommen einigermaßen gestattet, bereit ist mitzuhelfen, wenigstens diese hilflosen Kinder nicht hungern zu lassen, wenn wir schon sonst nahezu ohnmächtig der Not unserer Mitmenschen gegenüberstehen müssen. Die Stadtgemeinde erlaubt sich daher Sie zu fragen, ob Sie bereit wären, zunächst für die Dauer eines Monats einem kinde arbeitsloser Eltern täglich einen Mittagsrath zu geben, oder es durch einen Beitrag von S 25.— zu ermöglichen, solchen Kindern ein tägliches Mittagessen beizustellen. Es wird gebeten, den Entschluß auf der mitfolgenden Postkarte raschestens bekanntzugeben.

Magistrat St. Pölten, im Dezember 1930.
Der Bürgermeister:
Hubert Schmolz.

In den nächsten Tagen wird diese Einladung bereits zum Verlande gelangen. Da es immerhin möglich ist, daß die eine oder andere Familie eine solche Einladung zur Teilnahme an dem Kinderhilfswerke nicht zugestellt erhält, ergeht die Bitte direkt mit Karten oder telephonisch beim Magistrat die Bereitwilligkeit zur Mitwirkung bekanntzugeben.

Zum Vertragsabschluss in der Glanzstoffabrik St. Pölten.

Nach langwierigen mehr als 6 Monate andauernden Verhandlungen über einen neuen Kollektivvertrag der Arbeiterschaft dieses Betriebes kam es am 15. Dezember 1930 zu einem endgültigen Abschluß. Es wurde den Unterhändlern der Arbeiterschaft nicht leicht gemacht. Die ungeheuren Differenzen zwischen dem alten Kollektivvertrag und dem neuen Vorschlag der Firma zu überbrücken und zu einem halbwegs annehmbaren Abschluß zu gelangen, der deshalb notwendig war, um der Betriebsleitung den Weg für die weiteren Verhandlungen mit den Geldgebern zu ebnen, diese Herren wollen vor allem

maximieren, wie hoch die Herstellungskosten in der Zukunft sein werden, bevor sie nur einen Groschen für den Betrieb hergeben. Die katastrophale Preislage auf dem Kunstseidenmarkt und der Mangel an Geld waren die Ursache der Betriebsperre und der Kündigung des alten Kollektivvertrages. Die Betriebsleitung hat den Gewerkschaften einen Vorschlag für einen neuen Kollektivvertrag durch den Industriellenverband überreichen lassen, durch welchen die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Preislage der Kunstseide angepaßt werden sollte. Es wahr wahrlich nicht wenig, was in diesem Vorschlag von der Arbeiterschaft gefordert wurde. Den Unterhändlern der Arbeiterschaft ist es durch zähe Ausdauer gelungen, den ursprünglichen Vorschlag der Betriebsleitung vollständig umzugestalten und eine nicht unwesentliche Verbesserung in einer Reihe von Bestimmungen durchzusetzen. In der Frage der Arbeitszeit wurde gegenüber dem früheren Vertrag eine günstigere Regelung erzielt. Es wird nicht nur die 46stündige Arbeitszeit in den kontinuierlichen Betriebsabteilungen aufrecht erhalten, sondern durch Einführung einer einviertelstündigen Essenspause während welcher der Arbeiter seinen Arbeitsplatz verlassen kann, verbessert. Frauen, die in zwei Schichten arbeiten, erhalten eine Pause von einer halben Stunde, so daß die effektive Arbeitszeit in der Woche 45 Stunden beträgt. Eine Verkürzung der Entlohnung für Sonn- und Feiertagsarbeit wurde abgewehrt. Die Verfallsfrist wegen Anspruch auf Ueberstundenentlohnung wurde von 4 Wochen auf 6 Monate verlängert. Arbeitschutzbestimmungen usw.

Eine der umstrittensten Fragen war die Frage der Entlohnung. Nach langwierigen Verhandlungen ist es den Vertretern der Arbeiterschaft gelungen, auch in dieser Frage weitere Zugeständnisse von den Firmenvertretern zu erlangen, die wohl noch gegenüber den früheren Stundenlöhnen etwas zurück bleiben, aber dafür die Möglichkeit geschaffen wurde durch Ausdehnung der Altersentlohnung wie in den deutschen Betrieben und durch Gewährung von Sorgfältigkeitsprämien in jenen Produktionskategorien wo ein Akkord nicht möglich ist, eine Angleichung an die früheren Löhne zu erreichen.

Die Arbeiterschaft hat Sonntag, den 14. Dezember, in einer Massenversammlung im Reichsballentino den Verhandlungsbericht der Vertrauensmänner zur Kenntnis genommen und einstimmig beschlossen, mit Rücksicht auf die allgemeine Wirtschaftslage, das Verhandlungsergebnis anzunehmen. Die Organisationsvertreter haben auf Grund dieses Beschlusses, Montag, den 15. Dezember, den neuen Kollektivvertrag unterzeichnet.

Die bürgerlichen Zeitungen haben bereits vorige Woche zu berichten gemußt, daß der Betrieb in den nächsten Tagen ausgenommen wird. Diese Berichte sind vollständig unrichtig. Auf Grund des Ergebnisses der Vertragsverhandlungen muß die Betriebsleitung mit den Geldgebern erst neuerliche Verhandlungen für die Flüssigmachung des notwendigen Kapitals führen. Die Kapitalherren wollen zuerst wissen, wie hoch die Herstellungskosten der Kunstseide in Oesterreich zu stehen kommen, dann erst werden sie entscheiden. Erst wenn das benötigte Kapital flüssig gemacht sein wird, kann mit den Reorganisationsarbeiten im größeren Umfange begonnen werden. Diese Reorganisationsarbeiten werden mindestens 3 Monate beanspruchen, so daß erst im günstigsten Falle die Produktion im April oder Mai des kommenden Jahres aufgenommen werden dürfte.

Aus der Barnei.

Die Bezirksorganisation St. Pölten-Stadt hält in diesem Jahre keine Silvesterfeier ab. In der letzten Sitzung der Bezirkssekretive wurde dieser Beschluß mit Rücksicht auf die furchtbare Arbeitslosigkeit in unserer Stadt, von der ein großer Teil unserer Parteimitglieder betroffen ist, einstimmig gefaßt.

Presekonds. Sektion V, S 30.—

Sektion XXI. Am Samstag den 27. Dezember um 7 Uhr abends findet in Herrn Vogelsteiners Gasthaus eine Mitgliederversammlung statt. Tagesordnung sehr wichtig. Referent: Gen. Weissteiner. Pünktliches Erscheinen ist Pflicht.

Aus den Organisationen.

Verein der Borkere und Hausbesorger St. Pölten, hält am 4. Jänner 1931 seine Monatsversammlung ab und wird Bürgermeister Schnofl über Weltwirtschaft sprechen und am 3. Jänner 1931, 7 Uhr abends eine vollständige Ausschüttung statt und wird erucht, alle Mitgliederbüchel zur Kontrolle vorzulegen im Gasthaus Eckert Wienerstraße.

Aus den Vereinen.

Arbeiter-Gesang- und Musikverein „Fortschritt“ Spratzern. Am 31. Dezember 1930 findet um 8 Uhr abends eine Silvesterfeier des Arb.-Ges. und Musikvereines „Fortschritt“ Spratzern im Gasthaus Kobras mit folgender Programmordnung statt: Vor Mitternacht Gesang, humoristische Terzette und ein Singpiel des Frauenchores, nach 12 Uhr Tanz. Wiederholung des gleichen Programmes am Neujahrstag. Anfang 3 Uhr nachmittags.

Wir laden alle Sänger und Sangesfreunde ein, uns zu besuchen.

Die Ernte des Todes.

Ausweis über die in der Zeit vom 16. bis 30. November 1930 in St. Pölten verstorbenen Personen: Karoline Walsner, Haushalt, verh., 1899, Krankenhaus; Karl Zaun, Pfründn., verh., 1869, Krankenhaus; Anna Weichselbaum, Kind, ehel., 1930, Krankenhaus; Johanna Mondl, Haushalt, verh., 1886, Krankenhaus; Marie Hahn, Pflgl., ledig, 1885, Altersh.; Grete Landsteiner, Schülerin, ehel., 1921, Krankenhaus; Franz Wächter, Beamter i. P., verh., 1878, Krankenhaus; Franz Sieder, Knecht, ledig, 1909, Krankenhaus; Karl Dittrich, Arbeiterkind, ehel., 1930, Viktor Adlerstraße; Hugo Laßbacher, Oberst i. P., verh., 1875, Krankenhaus; Johann Hochstätger, Pflgl., verh., 1862, Altersh.; Leopold Sahn, Monteur, ledig, 1901, Kremsergasse 18 (Wohnung: bei der Mutter: Sahn, Wien, 10., Raaberbahnstraße 9); Erwin Traubert, Buchdruckerlehrling, 1911, Linzerstraße 10; Elisabeth Bambula, Pflgl., Witwe, 1848, Altersh.; Helmut Geppel, Kind, ehel., 1930, Krankenhaus; Anton Huber, Kind, unehel., 1930, Krankenhaus; Franz Traxler, Kind, 1930, Krankenhaus; Anna Müllner, Pflgl., ledig, 1842, Altersh.; Mathilde Haas, Haushalt, verh., 1886, Grillparzerstraße 43; Anna Wallenböck, ledig, 1910, Krankenhaus; Anton Prosch, Pflgl., verh., 1851, Altersh.; Karl Hamejeder, Schuhmachermeister, verh., 1869, Krankenhaus; Veronika Fuchs, Weingeinümerswitwe, 1847, Birkenstraße 34; Josefina Kristinus, Oberstengattin, verh., 1872, Schulpromenade 30; Herta Schlosser, Beamtin, ledig, 1910, Fröstlplatz 5; Karl Schubert, Werkmeister, Witwer, 1857, Kremsergasse 25; Othmar Pfleger, Kind, ehel., 1927, Krankenhaus.

In der Zeit vom 1. bis 15. Dezember 1930 in St. Pölten verstorbene Personen: Therese Winter, Pfründnerin, gesch., 1863, Krankenhaus; Katharina Zehetner, Pflgl., Witwe, 1848, Altersh.; Franz Stögermeier, Pflgl., verh., 1848, Altersh.; Anna Lengauer, Private, getr., 1867, Grenzg. 10; Johanna Wschauer, Priv., Witwe, 1852, Viehofnerstr. 10; Emma Duda, Private, Witwe, 1865, Herzogenburgerstraße, Bar. A.; Michael Leitner, landw. Arb., ledig, 1862, Krankenhaus; Ferdinand Lobinger, Pfründner, Witwer, 1864, Krankenhaus; Marie Köberl, Pflgl., Witwe, 1848, Altersheim; Rudolf Ehrst, Koch, ledig, 1897, Krankenhaus; Josefa Weigl, Aus-

Praktisches Weihnachtsgeschenk

Preiswerte

SWOBODA-ÖFEN

„Automat“ und „Tantal“

Gas- und Kohlenherde zu äußerst günstigen Konditionen und preiswert. Technische Ratschläge, Offerte und Ingenieurbesuch kostenlos.

ALOIS SWOBODA & CO.
St. Pölten, Rathausplatz 3—4
(Dorotheum)

nehmerin, gesch., 1864, Krankenhaus; Agnes Hutter, Private, Witwe, 1850, Lederergasse 18 (seit 12. November 1930 abgängig); Heinrich Eggner, B.-B.-Schmied, verh., 1883, Totenkammer Radlberg; Robert Miedler, Kind, ehel., 1930, Krankenhaus; Anton Kraushofer, Pfründner, verh., 1852, Krankenhaus; Anna Tüchler, Haushalt, Witwe, 1888, Krankenhaus; Franz Stürzl, Kind, 1930, Kanjonigasse 6; Johann Bichler, Arb., ledig, 1903, Krankenhaus; Marie Haflik, gesch., 1877, Krankenhaus; Johann Reisch, Bundesbahnbienbediensteter, verh., 1881, Bahnhof St. Pölten (Hainfeld, Gelfettl.); Ernst Stitz, Kind, ehel., 1930, Josefst. 17; Josefina Hasenauer, Bäckermeistersgattin, verh., 1880, Marktg. 5; Barbara Mpers, Private, Witwe, 1844, Wienerstraße 3; Anna Wimmer, Pflgl., Witwe, 1858, Altersheim; Leopold Schringer, Gasthofbesitzer, Witwer, 1859, Kremserlandstraße 40.

Was die St. Pölter Polizei berichtet.

Unfall. Am 17. ds. gegen 17.30 Uhr stürzte die hier wohnhafte Steueramtsdirektorsgattin A. P. im Warmduschaum des städtischen Dampfbades auf den durch Seifenschaum schlüpfrig gewordenen Boden derart unglücklich, daß sie sich einen Speichenbruch der linken Hand zuzog und nach erster Hilfeleistung durch Herrn Dr. Steingötter in das Krankenhaus überführt werden mußte.

Im Boxsport

ist mir Schmeling glatt überlegen. Dafür sind meine Preise von Napphandschuhen noch ungeschlagen. Dieselben kosten samt warmen Futter für Damen S 11.80 und für Herren S 12.80

Gottfried Wild am Riemerplatz

Ein Pferd gestürzt. Am 18. ds. gegen 18.30 Uhr stürzte ein der Schauspielerin J. Sch. gehöriges Pferd auf dem Bahnhofplatz infolge Glatteises zu Boden und mußte durch die freiwillige Feuerwehr aufgehoben werden.

Selbstmordversuch. Die Hilfsarbeiterin A. N. versuchte sich am 18. d. M. um halb 11 Uhr vormittags im Spielzimmer des Parkcafe dadurch zu vergiften, daß sie ungefähr 80 Gramm Essigsäure trank. Sie wurde in schwerem verletztem Zustande in das Krankenhaus gebracht. Notlage dürfte das Motiv der Tat sein.

Autofahrschule Vindobona

Ing. W. Kriesch

St. Pölten, Linzerstraße 20. Tel. 683.

Stadt- und Landpost aus der Eisenwurz

Zur Krisis des Bürgerlums.

Wir erhielten folgende bemerkenswerte Zuschrift: (F. K. aus A.) zu freiem Gebrauch:

„Ich abonniere hiemit Ihr geschätztes Blatt, die „Eisenwurz“. Zwar bin ich kein Sozialdemokrat, aber auch kein Anhänger jener unfruchtbaren politischen Richtungen, die mit dem leichtesten Schlagwort vom „Antimarrismus“ ihre prinzipielle Gegnerschaft zu jedem neuen Gedanken und zu jedem Fortschritt bekunden. Die Leute mit solcher Parole sind zweifelsohne Schuld an dem Verfall des österreichischen Bürgerlums, welches politisch eine rühmlichere Vergangenheit als Gegenwart hat. Statt zu prüfen und zu verstehen und muß gesehen, daß sich nur, haben nicht das geringste Programm, oder falls eine oder die andere „Richtung“ ein solches hat, dürfen sie sich ob des reaktionären Antirichs nicht offen vor das Volk wagen. Ich bin aus Abtammung, Erziehung und Beruf das, was man gemeinhin einen „Bürgerlichen“ nennt. Aber ich bemühe mich immer, auch den Gegner zu hören und zu verstehen und muß gestehen, daß mich der Ungeist im politischen Lager des Bürgerlums, dem in erschreckendem Maß jede geistige und physische Beweglichkeit und Frische abhanden kommt, oft und oft beschämt erröten läßt.

Trotz aller Laubbild seiner Führung ist das Bürgerlum ziel- und führungslos geworden. Führer wie z. B. Schöberl, der gestern noch „Kaiser des Vaterlandes“ und „Heros“ war, sind heute schon — so wollen es die obenauf gekommenen Desperados — „Verräter“, „Schädlinge“, „Freimaurer“. Was heute als anbetungswürdig gepriesen wird, wird morgen von denselben Leuten bedürft, in den Kot gezerrt und verdammt. Jede klare Linie, besonders hinsichtlich Demokratie und Republik wird vermischt, es gibt in den heutigen bürgerlichen Parteien keine wirkliche Ueberzeugung mehr.

Was Wunder, wenn eine solche „Politik“, die gerade die wertvollsten Männer und Frauen nämlich aus dem bürgerlichen Lager treibt, auch dem Gegner, konkret dem Sozialismus, keine Gerechtigkeit zu nicht einmal die gebührende Achtung widerfahren läßt. Dieser Kampf gegen die Sozialdemokratie (welcher ich nicht angehöre, die ich aber begreife und achte, weil sie die Arbeiter emporsührt, bildet, sozial und kulturell) wird mit Mitteln geführt, die keinen Anspruch auf das Prädikat „anständig“ erheben können. Die Bürgerkriegshetze der Putschisten, die man gewissenslos so lange gewähren ließ, wird dauernd ein Schandblatt in der Politik des österreichischen Bürgerlums sein, das damit auch der Volkswirtschaft unermeßlichen Schaden brachte und noch lange blutende Wunden schlägt. Wenn nicht mehr an das Bessere und Edlere im Menschen, sondern nur mehr an die niedersten Instinkte der Unwissenden appelliert wird, dann ist dies die brandendste Schande des Bürgerlums, das seine politische Stärke leider hauptsächlich nur mehr der Gefolgschaft der Unwissenden verdankt. Statt Freiheit die Peinliche, statt Bildung Verdummung, statt Kultur Verrohung, statt einer denkenden Elite den Sahnenschnitzwerk — nein, diese Politik — da muß ich Ihnen immer beifolien — muß früher oder später auf dem Schindanger enden.

Mit großem Interesse verfolge ich seit langem die diesbezüglichen lokalen Kritiken der „Eisenwurz“, die manchem Bürgerlichen manches lehren könnte. Ich muß sagen, daß diese Ihre Kritiken mehr sind als eine Meinungsverbreitung über Gegner, aus der man selbst Vorteile schöpft. Diese Kritiken haben wirklich im Interesse aller auch dem Gegner vieles zu sagen und rufen immer wieder das einschläfende Gewissen wach. Viel von dem, was Sie politisch-taktisch voraussetzten, ist tatsächlich eingetroffen, zum Beispiel die Zerfahrenheit, die die „eingende Heimwehrbewegung“ im ganzen bürgerlichen Lager besonders unseres engeren Gebietes anrichten wird. Wäre die Verblendung der lokalen Führer des Bürgerlums, die ihm wahrlich nicht zum Stolz gereichen, kleiner und dafür ihr Blick für das wirkliche Geschehen, zu dem die „Eisenwurz“ wirklich oft anleitete, größer gewesen, es wäre zu dem Debakel am 9. November nicht gekommen, die bürgerliche Politik namentlich im Amstettner Bezirk hätte sich nicht in die tödliche Zone der Lähmtheit begeben.

Was Klarheit, Geist und Wig der Darstellung betrifft, steht Ihr Blatt weit über

der sonstigen Lokalpresse. Es wäre dem Bürgerlum nur zu wünschen, daß seine lokale Presse statt ihrer schaurigen Nede ähnliche Eigenschaften besäße. Als einer, der nicht Sozialdemokrat ist, bestelle ich Ihr Blatt, weil es mir mehr zu sagen weiß, als die übrige Wochenpresse.“

Es hiesse seinen Inhalt schwächen, wenn wir diesen Brief, der noch von Resten bürgerlicher Freizügigkeit zeugt, kommentieren wollen.

Fahrenflucht.

Dem Herrn Auringer, Nationalrat des Heimatbundes, ins Stammbuch.

Herr Johann Auringer ist seit 30 Jahren christlichsozialer Bürgermeister der Gemeinde Erla bei St. Valentin, seit 23 Jahren ist er christlichsozialer Obmann des Bezirksstrafenausschusses Haag. Da aber auch für ihn das Sprichwort gilt, „Alter schützt vor Torheit nicht“, ging er in seinen alten Tagen noch unter die Raubritter vom Heimatblock. Er, die biedere Bauernfigur, paßt wirklich unter diese Leute nicht, was er bald selbst zur Genüge erfahren wird. Herr Auringer ist durch den Heimatblock zwar Nationalrat geworden, aber das Ansehen, welches er immerhin genöß, hat durch diese Fahrenflucht — das können ihm nur als Gegner seiner gestrigen und seiner heutigen politischen Freunde unbefangenen nachsagen — nur Schaden genommen. Wie der Türke auf den Schildern der Tabakraffiken zum Genusse des Nikotins einlädt, so hat der Heimatblock den Herrn Auringer zum Nationalrat gemacht, um die Bauern anzulocken.

Wenn wir sagen, Auringer ist zum Nationalrat „gemacht“ worden, so ist das wortwörtlich zu nehmen, denn „gewählt“ wurde er ganz sicherlich nicht. Herr Auringer, der sich noch an Wahltag von seiner heutigen Würde nichts träumen ließ, kam nämlich auf folgende Art in das Parlament:

Starhemberg meinte, wenn er selbst in den meisten aller Wahlkreise als Listenführer kandidierte, würde der Heimatblock eine große Zahl von Mandaten erringen. Diese Ueberheblichkeit wurde aber recht bald abgetuschelt: Starhemberg fiel

nämlich in allen Wahlkreisen glatt durch und mit ihm alle jene hoffnungsgeschwellten Leuten, welche an zweiter und dritter Stelle der Liste standen und sich Hoffnungen auf eines der vielbesättesten Mandate für das vom Heimatblock als „Qualitätsbude“ bezeichnete Parlament machten. An zweiter Stelle der Heimatblockliste für unseren Wahlkreis, in dem gleichfalls Starhemberg als Listenführer auftrat, stand ein junger Herr Wallner aus Amstetten, von dem ein Kooperator in Neuhofen an der Ybbs behauptet hat, daß er, der wütende Mandatsabstinent und Parlamentsgegner, deswegen bei diesen Wahlen ein Mandat erstrebte, um einen Erlaß für ein niederbrechendes Holzgeschäft zu erhalten. Da der große Bruder Starhemberg durchschlug, sah sich auch der kleine, Wallner, um seine Hoffnungen betrogen. So komisch es klingen mag, es ist doch wahr: Dem Anführer des Heimatbundes, der sich mindestens 30 Mandate versprach, dankt der Herr Auringer, der auf der Restliste in einem irgeadwo hinten aufgestellt war, nur damit man einen Bauern zur Parade auf der Liste habe, kein Glück. Nur in einem einzigen, heiligen Wahlkreis konnte der Heimatblock ein einziges Mandat durch die Wähler direkt erhalten. Erst dadurch hat diese „unparteiliche Partei“, so will es unser gerade vom Heimatblock so sehr gelästertes Wahlgeseß, den Anspruch erworben, daß die Reststimmen aller übrigen Wahlkreise im Verband der Wahlweise zusammengezählt werden. Durch dieses einzige Mandat, das der Heimatblock direkt von den Wählern erhielt, gelangte der stolze Heimatblock mittels zusammengeharter Reststimmen noch zu weiteren sieben Mandaten. Sieben Achtel der Abgeordneten des weltmauligen Heimatbundes umfassen also nur den wenig imponanten Trücker der Reststimmen in das Parlament, das sie sich gerne untertan machen wollen.

Im Wahlkreisverbande Niederösterreich war auch ein Reststimmenmandat zu vergeben, um welches sich eine niedliche Kauferei unter den edlen Brüdern hinter den Kulissen entspann. Nach langem Feilschen und Hadern fiel dieses Mandat, für das nur solche Anspruch haben, welche auf den Trostposten der Reststimmenliste gesetzt wurden, dem Herrn Auringer zu. Aber nicht des-

wegen, weil er ganz besondere Fähigkeiten und besonders gute Eigenschaften hätte (solche findet man im ganzen Heimatblock selbst mit den allergrößten Laternen nicht!), sondern weil man spekulierte, der Heimatblock könne sich bei den Bauern, die ihm im allgemeinen einen Fußtritt gaben, Anhang und Ansehen für die Zukunft schaffen, wenn man einem Bauern eines der sieben Reststimmenmandate gäbe, welche der Heimatblock nur erhalten konnte, weil er in einem einzigen von den 25 Wahlkreisen eines von den 165 Mandaten direkt erreichte.

Also, stolz braucht Herr Auringer auf die Krücken gerade nicht zu sein, mit denen der angeblich so jugendfrische Heimatblock wie ein kranker Greis ins Parlament gehumpelt kam. Auch sonst ist wenig Ursache vorhanden, daß sich Herr Auringer groß zeige. Wir glauben sogar, daß sich nicht einmal er selbst in der sonderbaren Gesellschaft wohlbe findet, in die er da so unerwartet und fast unschuldig geraten ist. Wenn einer 30 Jahre christlichsozialer Bürgermeister und 23 Jahre christlichsozialer Bezirksstrafenausschussobmann ist, dann aber unter Beibehaltung dieser ihm von der christlichsozialen Partei verliehenen Funktionen und Ehren, gegen die Christlichsozialen und für den Heimatblock agitiert und von diesem in den Nationalrat kommt, dann braucht man sich wahrlich, Herr Auringer, auf diese Funktionen nichts zu gute tun. Ein geradliniger Mann würde sich entweder für seine alten Funktionen oder für seine neue entscheiden, würde es ablehnen, gleichzeitig die Funktionen zu behalten, die ihm von der Partei übertragen wurde, gegen welche deren Interesse schwer schädigend, er nun in das Parlament gelangt ist. Man sollte glauben, daß dieser Zwiepsalt auch den Herrn Auringer in einen Gewissenskonflikt brächte, der ihm eine Konsequenz ziehen heißt. Aber von solchem politischen Gewissen scheint Herr Auringer unbeschwert zu sein. Es hat den Anschein, daß jeder, der zu nahe an den Heimatblock streift, an seinem politischen Gewissen Schaden nimmt und dann einer Moral mit doppeltem Boden huldigt.

Uns Sozialdemokraten kann es jedenfalls nicht genieren, welche Doppelrolle da der Herr Auringer spielt: Einer, der 30 Jahre christlichsozialer Bürgermeister und 23 Jahre christlichsozialer Bezirksstrafenausschussobmann ist und unter Beibehaltung dieser Funktionen ein Parlamentsmandat beim Heimatblock ausübt, der nur auf Kosten der Christlichsozialen einige Mandatchen erringen konnte, ein solcher Mann ist ein sprechendes, lebendiges Beispiel für den politischen Verfall des Bürgerlums, das nichtsdeutender in seiner Verblendung wähnt, es könne von seiner Anzulänglichlichkeit eine so ernste, geschichtlich und ökonomisch bedingte Bewegung, wie es der Sozialismus ist, dessen Anhänger eine vielfach tiefere Ueberzeugungstreue kettet, zurückgedrängt und vernichtet werden.

Berichterstatter, Achtung!

Da unser Blatt wegen der Weihnachtsfeierlage um zwei Tage früher erscheinen mußte, mußten Ortsberichte, die Montag noch nicht eintrafen, zurückgestellt werden.

Auch die erste Jänner-Nummer wird wegen des Neujahrstages um einen Tag früher erscheinen, weswegen Berichte früher einzusenden sind.

Die Schriftleitung.

Bezirk Amstetten

Amstetten. (Bühnenturnen des Arbeiterturn- und Sportvereines.) Der Arbeiter-Turn- und Sportverein veranstaltete Mittwoch, den 10. Dezember, einer vieljährigen Gespensterei folgend, wieder ein Bühnenturnen. Trotz des schlechten Wetters war der Sinneraal dicht besetzt und fanden die Darbietungen unserer Turnerschaft lebhaften Beifall. Besonders die Nebun-

gen am Reck, die Sportlerfreübungen usw. sowie die Leistungen der Mäherrenriege zeigten, daß man das letzte Jahr nicht ungenüßlich verstreichen ließ. Abgerundete Leistungen boten unsere Turnerinnen im Pferdchenreigen, der wiederholt werden mußte, wie auch im Matrosenreigen, der die Darstellungen wirkungsvoll beschloß. Die Leitung des Arbeiter-Turn- und Sportvereines dankt auf diesem Wege dem Publikum von Amstetten für den guten Besuch. Frei Heil!

Amstetten. (Wahlfonds 1930.) Sektion 1, Schilling 142.70; Sektion 2, 132; Sektion 3, 96.—; Sektion 4, 42.—; Sektion 5, 130.50; Sektion 6, 79.—; Arbeiter-Abteilungsclub 20.—; Verein Arbeiterheim 100.—; Stations-Exekutive 100.—; Pensionisten-Sektion 76.40; Arbeiter-Gesangverein 50.—; Eisenbahner-Gewerkschaft 300.—; Arbeiter-Turn- und Sportverein 100.—; Arbeiter-Musikverein 60.—; Lebensmittelarbeiter 15.—; Jugförderung 100.—; Werkstätte-Exekutive 50.—; Mieter-Vereinigung 40.—; Naturfreunde 50.—; E. L. D. 150.—; Ungenannt 18.—; Ungenannt 20.—; Ungenannt 10.—; Bauarbeiter-Gewerkschaft 20 Schilling.

Amstetten. (Wer die Wahl hat, hat die Qual!) Herr Kieklar, der Herausgeber der „Amstettner Nachrichten“, hat in diesem Blatte bekanntlich eine eigene Ecke „Zur Heimwehrbewegung“ geschaffen, bei welcher Ecke sich bisher die Heimwehrgau-, Bezirks- und Ortsleitung „äußerte“ und namentlich Herr Wallner seinen Geistreichum ablagerte. Nun aber die Heimwehr sich spaltete, kam Herr Kieklar in eine kleine Verlegenheit: Welcher der beiden Richtungen soll er nun diese Ecke überlassen? Er half sich so, daß er beide Richtungen in seinem Blatte „äußern“ gehen, wovon: sich äußern läßt, was er eben mit der „Geheimnisreinheit“ seines Blättchens für vereinbarlich hält. Aber, wenn er auch beiden seine Spalten zur Verfügung stellt, so zieht er ja doch die Richtung Starhemberg vor: Er gab der Richtung Starhemberg den Vortritt und drückt deren Kundmachungen in der besonderen „Heimwehrecke“ ab, während er die Mitteilungen der Richtung Raab weniger auffällig unter den Ortsnachrichten bringt. Dabei passiert ihm aber das Macheur, daß die „Heimwehrecke“, unter welcher die Weisheiten der Starhemberger prangen, nach wie vor mit dem weißen Kreuz und dem niederösterreichischen Landeswappen geschmückt ist, also mit dem Abzeichen der Richtung Raab, welches nach den Aussagen Raabs stets von den Starhembergern verspottet und in den Kot gezerrt worden ist. — Wie wäre es, wenn Herr Kieklar der Richtung Raab hiefür Genugung dadurch gäbe, daß er die Mitteilungen der Richtung Raab vielleicht mit dem Abzeichen der Starhemberger ziert?

Amstetten. (Wie wird er antworten?) Die „Ybbszeitung“ schrieb in ihrer letzten Nummer (51) in Bezug auf Alberti, daß er eine „katholische Maske trage“ und ein „katholischer Scheinmandant“ aufführe. Alberti wird also da einer sehr unehrenhaften Haltung geziehen. Will er, kann er oder muß er sich das gefallen lassen? Antwort auf diese Frage und ein eigenes Urteil wird der Deffentlichkeit erwachsen, je nachdem was Herr Alberti, der ja ein Anwalt des Rechtes ist, nach diesem Vorwurf zu tun oder zu unterlassen beliebt! Wir können warten!

Amstetten. (Wallner ist beleidigt.) Herr Wallner aus Amstetten, ein Novembergefallener des Heimatbundes, ist wieder einmal schwer beleidigt. Der Vater Fischer aus Neuhofen an der Ybbs hat in einer christlichsozialen Versammlung gesagt: „Wallner strebe ein Mandat an, um seine Schulden zu bezahlen.“ Wallner wurde dies hinterbracht, nahm das von der Heimwehrleitung vorgeschriebene Vergernis, ging zum Kadi und klagte. Dr. Dorn, Vater Fischers Verteidiger, wollte den Starhemberg, Dr. Buresch, den ehemaligen Justizminister Hueber, ja sogar unseren Dr.

2 Reparatur-Maschinen

für Schuhmacher und eine Flachsteppmaschine für Oberteilrichter

auf Kassa billig zu verkaufen. — Auskunft: Lederhandlung Franz Funke, Amstetten, Ardaggerstraße 8

Damen chneeschuhe Lack, la Qualität S 15 80
 Damenschneeschuhe, Lack mit Zipp-
 verschluß S 19 50
 Lackstiefel mit Zippverschluß S 24 50

**Galoeschen u.
 Hausschuhe zu Schleuderpreisen!**
**Schuhhaus Leo Schlesinger,
 Amstetten, Hauptplatz Nr. 45**

Kenner nach Amstetten zum Bezirksgericht zitiert haben, doch Dr. Kapeller lehnte diese Anträge ab und vertagte die Verhandlung zwecks Herbeischaffung der Leumundsnoten der Beteiligten. Bemerkenswert ist, daß Dr. Dorn sich erbot, den Beweis zu erbringen, daß die Heimwehr, Richtung Starhemberg, von Mussolini mit Geld unterstützt worden sei. Na, da sind wir wirklich neugierig, wie diese Sache erden wird, wahrscheinlich wie das berühmte Hornberger Schießen. Wir werden jedenfalls über die Verhandlung noch berichten.

Amstetten. (Eine fromme Kirchenbesucherin.) Am 16. Dezember hat eine merkwürdige Beschwester sowohl die Pfarrkirche als die neue Herz-Jesu-Kirche per Stimmzettel besucht. Mit diesem Glaubensrequisit erbrach sie in der Pfarrkirche den Opferstock und entleerte ihn seines mageren Inhaltes. Dann begab sie sich in die Herz-Jesu-Kirche und versuchte desgleichen, wurde aber überrascht, verfolgt und schließlich von der Polizei in der Fabriksstraße verhaftet. Sie war ausweislos und nennt sich Hermine Mackl und wohnt in Wien am 3. September 1895 geboren sein. Sie lebt nun ihre Andachten im Bezirksgericht fort.

Bezirk Hobbs.

St. Georgen am Ybbsfeld. (Ist der Bürgermeister nur ein Strohmännchen?) Wir haben in der Nummer 51 der „Eisenwurzen“ über einen Seelsorger und dessen Benehmen einer Arbeiterfamilie gegenüber berichtet. Wir wollen hier einiges dazu nachholen. Weil der Arbeiter D. sich erkühnte den Pfarrer Luz auf der Straße höflich um Auskunft zu ersuchen, durch das brüske Benehmen des Pfarrers aufgeregt, diesem seine Meinung sagte, wurde der Arbeiter Sonntag, den 7. Dezember vom Bürgermeister, welcher gleichzeitig Obmann des Ortschulrates ist, in die Gemeindegasse vorgeladen. Der Arbeiter D. ersuchte einen Vertrauensmann der sozialdemokratischen Partei, welcher Mitglied des Gemeinderates ist, er möge ihn begleiten, was dieser auch zusagte. Man sollte nun meinen, wenn der Bürgermeister jemand in die Gemeindegasse vorlädt, daß er auch dort die Verhandlung leitet. Dies mag ja auch überall zutreffen, in diesem Fall aber nicht. Denn kaum hatte unser Genosse die Kanzlei betreten, als ihn der Pfarrer Luz (nicht der Bürgermeister) in barbarem und schreiendem Ton frug, was er hier zu suchen habe. Unser Vertrauensmann erwiderte ruhig und wollte sein Erscheinen rechtfertigen. Der Pfarrer Luz (nicht der Bürgermeister) ließ ihn aber nicht zureden, sondern brüllte, er soll schauen, daß er hinauskommt, mit ihm habe er nichts zu reden und so weiter. Als unser Genosse einfach, daß mit einem sich so gebärdenden Menschen ein vernünftiges Wort zu wechseln umsonst sei, verließ er die Kanzlei.

Das Sprichwort: „Durch Heftigkeit erleidet der Irrende, was ihm an Weisheit und Kraft gebricht“, bewahrheitete sich. Der Bürgermeister machte nun dem vorgeladenen Arbeiter D. Vorhalte, daß dieser den Pfarrer Luz nicht in der Schule, sondern auf der Straße (der Seelsorger Luz will halt, wenn er mit dem Fräulein Haushälterin spazieren geht, nicht gestört werden) um Auskunft ersuchte und daß der Streit mit dem Pfarrer auf die Kinder keinen guten Eindruck mache. Der Arbeiter erwiderte, er sei sich keiner Ungehörigkeit gegenüber dem Pfarrer bewußt, sollte sich dieser jedoch beleidigt fühlen, so möge er ihn klagen, sonst habe er hier nichts zu sagen und verließ ebenfalls die Kanzlei.

Daß der Pfarrer Luz, der bei dieser Verhandlung sich ebenso nur als Partei die der Arbeiter D. zu benehmen gehabt hätte, in der Gemeindegasse kommandiert und sogar Gemeinderäte anwesend hinausweist, während der Bürgermeister, der die Verhandlung zu leiten hätte, schweigend im Winkel steht, wirkt ein merkwürdiges Streiflicht auf diese bürgermeisterliche Würde. Unsere Fraktion wird sich diese Behandlung merken und gelegentlich quittieren.

Im übrigen nehmen Sie, Herr Bürgermeister, zur Kenntnis, daß sich auch in die Gemeindegasse vorgeladene Frauen, Vertreter oder Vermittler mitnehmen können und daß dies am allerwenigsten der verbieten kann, der den Streitfall verursacht und sich dann in der Gemeindegasse Rechte anmaßt, die nicht einmal der Bürgermeister besitzt. Statt vermitteln zu suchen, haben Sie, Herr Bürgermeister, Luz schweigend gewähren lassen, was auch von letzterem unklug war. Denn da eine friedliche Austragung des Falles in der Gemeindegasse nicht zustande kam, mußte sich der beleidigt gebärdende Beleidigte, nämlich Herr Luz, an das zuständige Gericht wenden. Ob er das riskieren wird? Hätte er sich stark genug gefühlt, so hätte er diesen Weg wahrscheinlich gleich beschritten; so aber hoffte er, durch eine Einschüchterung des D. dort eine Genugtuung zu erhalten, wo er selbst eine Genugtuung zu geben hätte.

Bezirk St. Peter

Markt Ahsbach. (Na also!) Der böse „Druckfehlerteufel“, über den wir unlängst schrieben, hat der braven Ybbsstante in der Erklärung, die sie gerichtlich dem Genossen Bürgel schuldet, nichts genügt. Sie hat den verstimmelten Satz der sie verurteilenden Erklärung nun ja doch wiederholen müssen, so daß sie wegen jenes ihr zuerst so willkommenen „Druckfehler“ nun statt einmal zweimal ihre Blamage eingestehen mußte. Nur so weiter!

Bezirk Haag.

Haag — Kreishauptstadt!

Als Amstetten durch die Wahl des Alberti zum Landesführer des Heimatsblockes quasi zur Landeshauptstadt der Heimwehr aufstiege, trat auch im Hirnersatz unserer Hahnenschwänzer die Hoffnung auf, daß ein Strahl dieser Gnadenströme auch abfallen werde auf den Markt Haag, der das Zentrum jenes zweiten Gerichtsbezirkens ist, in dem die Heimatsblocker den Christlichsozialen die tiefsten Wunden schlugen. Und diese Hoffnung hat nicht getrogen:

Oberst d. R. Stössel-Wimmer, der bisherige Bezirksführer der Heimwehr, wurde — man staune diese märchenhafte Karriere nur gehörig an! — vom neuen Herrn Landesführer zum Kreisführer des Bezirks ober dem Wienerwald ernannt. Noch vor einigen Monaten hat Stössel dem damaligen Kreisführer Höller pathetisch „unentwegte Gefolgschaft“ gelobt; das war damals als Höller so dringend ein Pfäffchen für die im Kampf gegen den Bezirkshauptmann erlittene Blamage brauchte. Heute aber ist Höller durch die Zerreißen der Heimwehr in zwei feindliche Lager kein Kreisführer mehr und noch weniger will Stössel von einer weiteren Gefolgschaft etwas wissen.

Ziele, Ueberzeugungen und Treue sind eben in der gesamten Heimwehr wandelbare Begriffe, dafür dürfte die Eitelkeit wohl die stärkste Triebfeder in dieser Heimwehr beider Richtungen sein. Geradezu meteorenhaft ist der stolze Himmelsflug der eifigen Heimwehrführer: Sie brückeln irgendwo ab, flüchten auf, fallen vom Himmel zur Erde und — versinken im Dreck.....

Bezirk Baldhofen a. B.

Waldhofen a. d. Y. (Kinderfreunde-Ortsgruppe.) Den Mitgliedern und Gönnern diene zur Kenntnis, daß zufolge einer Verfügung der Schulbehörde wegen der herrschenden Diphtheritis die diesjährige Weihnachtsfeier auf den 11. Jänner verschoben werden mußte. Nähere Verlautbarung des Programmes und Einladungen ergehen noch. Die Ortsgruppenleitung.

Sonntagberg. (Theater-Aufführung: „Die Seknechteten.“) Volksstück aus Südtirol und Die Pfälzer, Lustspiel. Die Aufführungen finden statt im Hotel auf dem Sonntagberg, am 26., 28. Dezember 1930 und am 1. Jänner 1931 um 3 Uhr nachmittags. Der Reingewinn fließt der Ortsgruppe Sonntagberg des Verkehrs- und Wirtschaftsverbandes „Ybbs-tal“ zu und dient zur Herstellung der Wege.

Opponitz. (Todesfall.) Nach einem längeren Krankenlager starb am Sonntag, den 14. Dezember Genosse Hermann Trillsam, geschäftsführender Gemeinderat, Ortschulrat, sowie Aufsichtsrat der Konsumgenossenschaft, im 47. Lebensjahre. Ein sorgreiches Leben liegt hinter ihm, nicht zuletzt jahrelange Arbeitslosigkeit hatte auf sein Leiden Einfluß und so mußte er uns im besten Mannesalter verlassen, eine große Lücke im Kreise seiner Lieben und Freunde zurücklassend. Am Dienstag den 16. Dezember um 10 Uhr vormittags fand seine Beerdigung statt und gab ihm zahlreiche Vereire und Deputationen, sowie auch eine große Anzahl Freunde und Bekannte das letzte Geleit.

Vor seinem Grabe sprachen Vizebürgermeister Gen. Bihl im Namen der Lokalkommission und der Gemeindefraktion, sowie Stadtrat Griebl aus Waldhofen im Namen der Bezirksleitung und der Konsumgenossenschaft Worte des Abschiedes und Dankes. Wir wollen ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.
 Vereine Achtung!

Eine größere Anzahl, zirka 50 Stück Eisenbetten, zusammenlegbar, a 6 Schilling sind zu verkaufen. Anfragen sind zu richten an Genossen Franz Pechböck, Opponitz, Kl. Hofau, N.-West.

Der Weihnachts-Haupttreffer der Klassenlotterie übermals mit einem Schelhammerlos gewonnen! Bei der am 16. Dezember stattfindenden 11. Klasse der 24. Klassenlotterie entfiel der erste Haupttreffer im Betrage von 60.000 Schilling auf das vom Bankhause Schelhammer & Schattera, Wien, I., Stephansplatz 11, verkaufte Klassenlos Nr. 23.608.
 Bekanntlich wurde auch die Prämie der letzten Klassenlotterie am 2. Oktober 1930 im Betrage von 500.000 Schilling mit einem Schelhammerlos gewonnen! (E.)

Das Finanzministerium will eine Diktatur aufrichten.

Der Regierungsentwurf zur Abgabenteilung bringt, wie wir an anderer Stelle nachweisen, den Gemeinden, die sich in schwerster Not befinden, nicht den geringsten Vorteil. Im Gegenteil, wenn dieser Entwurf Gesetz werden würde, so wären sie von einer furchtbaren finanziellen Katastrophe bedroht. Dafür aber will er die Gemeinden als Weihnachtsgeschenk mit einer Diktatur der hohen Bürokratie des Finanzministeriums beglücken, welche den letzten Rest der Gemeindeautonomie zerstören würde.

In dem Entwurf ist nämlich zunächst die Bestimmung enthalten, daß mit einfacher Mehrheit vom Nationalrat jederzeit eine Aenderung der Gemeindeabgaben beschlossen werden kann, wenn er dies aus „wirtschaftlichen Gründen“ für nötig erachtet. Das bedeutet, daß es der bürgerlichen Mehrheit des Nationalrates jederzeit möglich wäre, gegen die Stimmen der sozialdemokratischen Minderheit

Gesetze beschließen zu lassen, welche den Gemeinden auch ihre letzten Einnahmen rauben würden!

Aber damit nicht genug. Bisher konnte der Finanzminister, wenn der Landtag den Gemeinden die Ermächtigung zur Einhebung von Gebühren für Wasserleitungen, Kanalisation, Friedhofsbereinigung usw. erteilt hat, dagegen keinen Einspruch erheben. Jetzt soll das Finanzministerium das Recht erhalten, dagegen ein unbedingtes Veto einzulegen zu können.

Das heißt, wenn das Finanzministerium einer Gemeinde keine ausreichenden Gebühren für ihre Einrichtungen gönnt, dann braucht es nur Einspruch zu erheben und die Gemeinde verliert das Recht, diese Gebühren einheben zu lassen.

Damit hat es das Finanzministerium in der Hand, jede Gemeinde in den Bankrott zu treiben.

Damit aber auch der Punkt auf dem I nicht fehle, wird dies alles noch durch die schikanöse Bestimmung ergänzt, daß auch das freie Beschlußrecht der Gemeinden bei der Festsetzung von Gebühren empfindlich eingeschränkt werden soll. Bisher ist es bekanntlich so, daß der Landtag Rahmengesetze erläßt, innerhalb derer der Gemeinderat im eigenen Wirkungskreise die Gebüh-

ren für die Benützung der kommunalen Einrichtungen festsetzt. Gegen diese Gesetzgebung des Landtages, soll wie oben bereits geschildert, das Finanzministerium das unbedingte Veto erhalten. Nun wird aber in vielen Fällen zur Beschlußfassung über Gebühren ein neues Gesetz gar nicht notwendig sein. Um auch hier die Gemeinden möglichst zu schädigen, soll jetzt in das Gesetz die Bestimmung aufgenommen werden, daß die Gemeinden im freien Beschlußrechte nur bis zur Grenze ihrer Selbstkosten die Gebühren festsetzen dürfen. Das klingt harmlos, weil ohnehin die wenigsten Gemeinden mehr Gebühren einheben als die Selbstkosten ausmachen. Aber es ist mehr als gefährlich, weil natürlich über die Frage, was denn eigentlich Selbstkosten sind, immer ein Streit entstehen kann.

Ein Hausbesitzer, der eine Wasserleitungsgebühr zu bezahlen hat, wird natürlich gerne bereit sein, jede Selbstkostenrechnung anzuzweifeln und den Beschwerdeweg, bzw. Klageweg an den Verwaltungsgerichtshof betreten.

Das heißt, keine Gemeinde würde in Zukunft kommunale Gebühren festsetzen können, ohne bezürchten zu müssen, daß es hierbei zu kostspieligen und langwierigen Prozessen kommt.

Entscheidet aber die Landesregierung oder der Verwaltungsgerichtshof, daß die Selbstkosten überschritten sind, so ist dann ein eigenes Landesgesetz notwendig, welches vom Finanzministerium aufgehoben werden kann. Was es hier für Möglichkeiten gibt, besonders sozialdemokratische Gemeinden zu schikanieren, ist unausdenkbar.

Und das ist des Pudels Kern. Auf politischen Wege konnten die verkappten sozialdemokratischen Gemeinden nicht umgebracht werden. So versuchen sie es denn nun von hinten herum. Selbstverständlich wäre es Pflicht der Landesregierung die Autonomie der Gemeinden, welche gleichzeitig die Autonomie des Landes ist, gegen diesen infamen Anschlag auf das schärfste zu verteidigen. Sedenfalls wird aber die sozialdemokratische Partei alles aufbieten, um diesen Anschlag zu nichte zu machen. Diese infame Bestimmung wird niemals Gesetz werden!

Gegen die Religion der Perzente.

Gegen die „alleinige Religion der Perzente“, die „ohne Rücksicht auf Billigkeit und Gerechtigkeit, ohne jede Rücksicht auf das allgemeine Wohl oder heute auf die allgemeine Not, ohne Rücksicht auf eine Verantwortung vor Gott nur den Profit zum Prinzip und alleinigen Ziel aller wirtschaftlichen Tätigkeit macht“, wendet sich in der christlichsozialen Arbeiterpresse Zentralpräsident Rudolf Hausleitner, ein katholischer Priester. Er schreibt dann:

„Wir wollen nicht die alte Ordnung halten, sondern mit Pius dem Elften eine neue Ordnung gründen; wir wollen keine bürgerliche Ordnung, sondern eine soziale Ordnung... Und man möge uns doch endlich in Ruhe lassen mit den geistesarmen, dafür aber wortgeschwollenen „Nati“-programmen... Wir haben es satt, immer nur sagen zu dürfen, was wir nicht wollen, wir möchten einmal wieder sagen dürfen, was wir wollen und wie wir uns den Lauf der Dinge vorstellen. Heraus mit einem positiven Programm!“

Nun: die Religion der Perzente ist die Religion, der auch viele christlich-soziale Führer dienen und wenn die christlichsozialen Zeitungsschreiber und Redner im Wahlkampf den gläubigen Menschen erzählten, daß die Religion in Gefahr ist, dann haben sie in ihrem Innern an die Religion der Perzente gedacht. Eine neue, eine soziale Ordnung, die der Präses Hausleitner mit vielen anderen wahrhaft christlichen Menschen will, kann nur erkämpft werden in Verbindung mit der sozialistischen Bewegung, nie gegen sie.

**In das Heim des Arbeiters
 Nur die Arbeiterpresse!**

Wunschzettel für Weihnachten

Der Arbeitslose:

'J wünsch' ma a Arbeit oder wenigstens die Verlängerung der Notstandsunterstützung.'



Bauer und Flauer:

'Wir wünschen uns a dauerndes Pächterschutzgesetz und daß den ganzen Zwisch'handl der Teufel holt.'



Die österreichischen Gesetze:

'Wir wünschen, dass uns die Regierung Ender net so hericht wie die Regierung Vaugoin-Starkenberg-Seipel.'



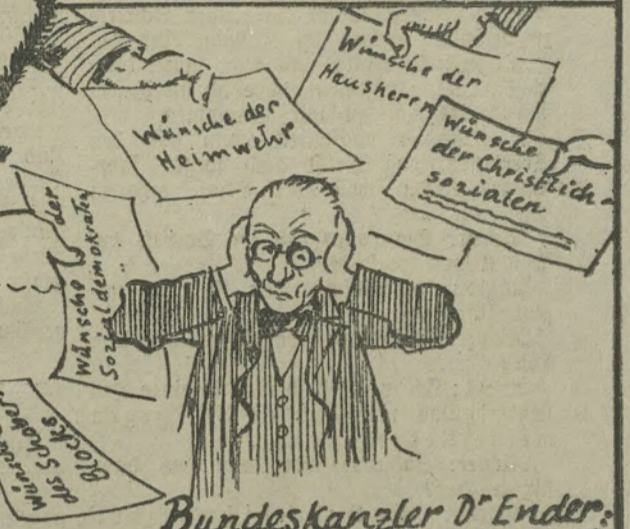
Fürst Starkenberg:

'J wünsch' ma an Ministersessel oder wenigstens a Regierung, die si vor der Heimwehr fürcht.'



Bundeskanzler D' Ender:

Wenn si alle was wünsch'n, wünsch' i ma a was. A Ruah will i hab'n!'



D' Lippl am Scheideweg.

Er sah allein im Keller vor dem kleinen Tisch, hatte sich eine kalte Leberwurst fein in Rade'n geschnitten und das Brot in Spalten, ob recht g'schmackt' dapon und trank dazu ein Glas um das andere. Aus dem Zeitungsbleit, auf dem Brot und Würst lagen, las er: „Spaltung der niederösterreichischen Heimwehr: Raab — Starkenberg.“ Und als er die Spalte gelesen hatte, begann er seine Kritik: „Nacht hob i glaubt, wannst di on an Fürsicht onpänst, so bist sicher, und jagt drahn' i'hn owa. 's is a vafuscht' G'sicht mit dera Demokratie! Dös soll's goa nit geb'n, daß do a ntada's Müal aufmocht, wonn's eahm papst! Wohin soll i mi jagt wend'n? Wohin soll i geh? D' Starkenberg mit seiner Schneid passat ma scho', der gang auf die Sozi los. Hob mi weg'n eahm mit 'n Pforra j'kriagt, weul der für die christliche Heimwehr einzet'n is und mia oll' „Heil Starkenberg“ g'west san. Des wird er mir nit vergess'n! Und i woach nit, g'holtn hom' i' n, mein Lippl, owa ob i' n emberufan, des is a onari Frog. Wonn der Pfoff oamol oan aufseß is, den richt' er j'grund! Do kennt er koa Erbormen!“ — Er griff nach dem Glas und tat einen kräftigen Zug fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund und bischkarierete mit sich weiter: „Wonn i wieder denk: der Starkenberg und der Zippe können ma nit helfa, wonn i den Bümm gu da Mülltär bringa wüll und da Pforra konn ollas! Der bringt vielleicht noch a goa mein Knecht zu der Mülltär und i steh do ohne Arbeitskraft!“ — Und in d' Studie wüll i a oan geb'n, den Sepperl, is a g'scheits Biabl. Do kimm i nit „Heil Starkenberg“ nit weit!“ — Er griff wieder nach dem Glas, wie um sich Kraft zu holen zu diesen Gedankengängen, aber das Glas war leer. Da tupfte er sich einen „Früsch'n“ aus dem Fußabnehmer und gab weiter seinen „Gidonkan Audienz“: „s wird besser sei', i schlog mi auf die christliche Sei'n, i wir mit 'n Pforra wieder gut. Mit 'n Pforra, Schullehra und Holda soll ma fi nit vafest'n! Owa, owa, wos wird denn do da Starkenberg und der Zippe sog'n, wonn be dos imma wern?“ — Und er tat wieder einen Zug, kräftig — und erwog nun ruhig weiter: „Der Zippe hot ea nit g'wisst, wo er hin soll, bis er auf koaner Kl'n g'weist is. Hätt wölla no zu sein Londtag in den Nationenrot a wölla, daß glet 's Bild wie in der Dochnna dahertracht war! Und der Starkenberg is ea a so! Der Mensch muß heultags g'finkit sei, sunst

kimmt a nit weidal! Ma muß si auf oll' Sei'n schlog'n kinnal!“ Und nun schmedte 'hm der Heurige no oamol so gut und er war innerlich befriedigt, ausgeglichen, daß er den richtigen Weg gefunden hatte: Seipel, Starkenberg, Schöber. Und wenn er vielleicht von der Sparkasse der Stadtgemeinde Wien ein Geld zu billigem Zinsfuß braucht, so möcht er auch rot werden! Immer auf Seite des Stärkeren, von dem er einen persönlichen Vorteil haben kann. Das ist der polkische Weg des Jogi-Lippl.

Glossen der Woche

Alles aus Liebe.

Viel erfindungsreicher als es Richter sind, ist der Zufall, das Ineinanderspielen von Ereignissen, das Schicksal. Manche der Geschichten, die das alltägliche Leben erfunden, erscheinen so phantastisch, daß sie kaum glaublich scheinen. Die folgende Geschichte hat sich kürzlich in Berlin abgespielt und ist in den Gerichtsakten von Moabit genau vermerkt. Heldin der Handlung: Das Stubenmädchen Frieda W.

Ihre Herrschaft war verreist. Die Köchin lag krank. Frieda war somit Alleinherrscherin über eine Sieben-Zimmer-Wohnung mit sämtlichem Zugehör. Da sich zudem der Kleiderschrank der Gnädigen mühelos öffnen ließ, so stand ihrer Sehnsucht, auch einmal die Dame zu spielen, nichts im Wege. So ging sie eines Montags gegen Abend in den Zoologischen Garten, und wer sie sah, dachte: ist das eine hübsche, elegante Frau.

Man wunderte sich höchstens, daß sie allein war. Aber man wunderte sich nicht lange, denn sehr bald sah sie mit einem richtigen Herren, den man für einen ausländischen Diplomaten halten konnte, auf der Weinterrasse. Gutes Essen und noch besserer Wein hob die Stimmung. Die „gnädige Frau“, deren Mann angeblich verreist war, war zwar nicht zu bestimmen, ihren Namen zu nennen, hatte aber schließlich nach dem Besuch mehrerer Bars nichts dagegen, daß der „Diplomat“ auf ein Blauderlündchen — ja, das sagte sie — mit in ihre Wohnung kam.

Sie erwiderte den Besuch nach wenigen Tagen und fand, daß die Wohnung ihres Galans fast noch schöner sei als ihre. Zwei Menschen, die in allem zueinander zu passen schienen, hatten sich gefunden.

Wäre Frieda nicht Zimmermädchen gewesen, so wäre es ihr gewiß gar nicht aufgefallen, daß ihr eleganter Freund, um den Smoking herauszuholen, den Kleiderschrank, statt mit einem Schlüssel mit einem Haken öffnete. Sie aber sagte ihm auf den Kopf zu: „Schwindler! du bist ja gar nicht der Herr, sondern sein Diener!“ — worauf er erwiderte: „Auf die Idee kannst du nur kommen, denn du selbst...“

Nun erst, da ihr Geheimnis gelüftet war, liebten sie einander richtig — und in der Sehnsucht, Mann und Frau zu werden, stahlen sie aus den beiden Wohnungen alles, was Geldwert hatte. Dann verschwanden sie, wurden aber bald gefaßt und stehen vor Gericht. Ihre Reue ist so groß, daß das Gericht Milde übt und sie zu sechs Monaten mit Bewährungsfrist verurteilt.

Die Rattenfänger von Liegnitz.

Sene Rattenfänger, die mit Flötenbläsen die Ratten aus einer Stadt zu führen mußten, scheinen ausgestorben zu sein. Nicht aber die Ratten. So führten die Stadtköcher von Liegnitz in Schlesien einen erbitterten Kampf gegen die Ratten und zahlten 50 Pfennig für jeden abgelieferten Ratten-schwanz. Aber Liegnitz scheint von Ratten überflutet zu sein, denn von Jahr zu Jahr wurde die verausgabte Summe größer und die Ratten erfreuten sich weiterhin ihres Wohllebens. Heuer sollten nun 3000 Mark für diesen Zweck bewilligt werden. Aber da regten sich Zweifel, ob die abgelieferten Rattenschwänze wohl von in Liegnitz bodenständigen Ratten stammen. Es besteht der dringende Verdacht, daß diese Frage nicht sorgfältig geprüft worden ist und daß daher auch Rattenschwänze aus Breslau und Umgebung prämiert wurden. Wobei freilich jetzt die brennende Frage auftaucht, wie sich die Liegnitzer Ratten von den übrigen schlesischen Stammesbrüdern unterscheiden. Eine Frage, die bisher auch Sachkente den Liegnitzern nicht beantwortet haben.

So ist es in Amerika.

Ein großes Hotel in Newyork sucht einen Ehezugpüher. Ein Mann ohne Kragen, in geflickter Hose und zeretzten Schuhen meldet sich. Er wird aufgenommen. Der Ehezugpüher macht sich gleich an seine Arbeit. Seltsam zuckt er das rostige Eßzeug mit

einem Schmirgelpapier. Der Hotelbesitzer, der eben einen Rundgang in seinem Betrieb macht, sieht den traurigen Mann. Er tritt an ihn heran, legt die Hand auf seine Schulter und tröstet ihn: „Sehen Sie, mein lieber Freund, ich habe genau so angefangen wie Sie — und was bin ich heute? Hotelbesitzer! So ist es in Amerika!“ Tief seufzend antwortete der Angeredete: „Sehen Sie, Herr Chef, ich habe als Hotelbesitzer angefangen — und was bin ich jetzt? Ehezugpüher! So ist es in Amerika!“

Heiteres in ernsten Zeiten

Feuerversicherung. Nach langem Hin- und Her war die Feuerversicherung des Jogi-Lippl zustande gekommen. Fragt der Lippl noch einmal den Agenten: „Und wann muring mei Haus obrennt, wos krieg i dann?“ — „Mindestens zwei Jahre“.

Entfettungskur. Fettfinger hat seine Sogen. Jung ist er, gesund ist er und reich auch. Nur der Bauch wächst ihm zu sehr. „Was soll ich nur tun“, klagt er dem Arzt über sein träges Fett. „Leben Sie zwei Monate lang von der Arbeitslosenunterstützung!“

Was halten Sie vom Lozium? — „Was ich davon halte?“ Wenn ich blind wäre, würde ich glauben, es sei ein schlechtes Grammophon. Wenn ich taub wäre, könnte ich glauben, es sei ein veraltetes stummer Film. Da ich aber weder taub noch blind bin, muß ich leider anerkennen, daß es eine der größten Erfindungen unseres Jahrhunderts ist.“

Jubiläum. „Sie, Herr Meier, heute komme ich zum fünfundsingzigsten Wafe mit derselben Rechnung!“ — „Ohne Blumen, lieber Meister?“

Ausweg. „Hast du mir den Knopf er-gendät. Schatz?“ — „Nein, ich hab ihn nicht gefunden. Dafür hab ich dir das Knopfloch zugestopft.“

Berechtigter Einwand. „Mutter, ich glaub, das Ei, das du mir gegeben hast, ist nicht gut.“ — „Hör doch auf an den Speiß herunzundörgeln! B' schön und sei still!“ — „Mutter, muß ich den Schnabel auch mitessen?“

Wertvolles Geschenk. „Wie findest du diese Zigarre? Ein Flugzeugführer hat sie mir mitgebracht.“ — „So, die benutzt er wohl sonst für seine Himmelsjagd?“

Vor Gericht.

Der Hut gegen seine Ueberzeugung.

Bezirksgericht St. Pölten. Bezirksrichter Dr. Kozler. Ernst kam eines Abends in ein Gasthaus, in dem gerade eine Heimwehrunterhaltung stattfand. Da ging Ernst bald wieder, doch als ein Heimwehrmann dann seinen Hut suchte, entdeckte er, daß die Bärde seines Hauptes mittlerweile in einen alten Filz verwandelt hatte. Auf der Suche nach dem Zauberer kam der Heimwehrmann in das Bordell und siehe, dort war auch Ernst. Der aber wollte zu einer Herausgabe des Hutes sich nicht bequemen, bis Wache einschritt, die aber von Ernst unter anderen Kosenamen auch diese erhielt: „Archerin, Zwiebelmandeln, ihr werdet schon schauen am 9. November, da werden mir Kommunisten obenauf sein!“

Und nun stand er vor dem Richter. Richter: Bekennen Sie sich schuldig? Angkl.: Na, wegen der Wachebeleidigung vielleicht. Nämlich, um meinen Schmerz zu heilen, nehme ich Kokain. Und obwohl ich nicht trinke und nicht laufe, denn ich bin streng abstinenz, habe ich an diesem Abend Alkohol zu mir genommen. Der Richter konstatiert dann aus den Vorstrafen, daß Ernst auch wegen fahrlässiger Krada schon eine Strafe erhalten hat.

Richter: Sie haben sich im Bordell auf dem Klosett versteckt? Angkl.: (verächtlich.) Das ist ganz unglaubhaft!

Richter: Also wie war das mit dem Hut? Angkl.: Ich werde doch nicht so einen Hut stehen! Das war doch ein Hut gegen meine Ueberzeugung.

Richter: Ja was war denn das dann für ein Hut? Angkl.: „Ein Hahnenschwanzhut (Heiterkeit im Auditorium.)“

Ein Wachebeamter gibt als Zeuge an, daß die Zahl der Wachebeleidigungen sich schwer feststellen lasse, weil der Angeklagte auf dem ganzen Wege vom Bordell bis zur Wache ununterbrochen räsoniert habe. Da wirft der Angeklagte ein: Reden ist ja eh noch das einzige, was man heutzutage noch darf.

Richter: Sie wollen also jedenfalls milde bestraft werden?

Angkl.: (gekränkt) Ich will überhaupt nicht bestraft werden.

Richter: Urteil: 3 Tage Arrest. Angkl.: (Die Hand auf das Ohr legend.) Wieviel haben S' gesagt? Drei Tage? (lachend) Da behalte ich mir aber ja Bedenkzeit vor.

Oesterreichisches allzu Oesterreichisches.

Das schöne alte Lied: Es wird a Wein fein und wir wer'n nimmer sein, klang da in eine Verhandlung hinein, die eine Balgerei zwischen einem Heimwehrmann und einem politischen Gegner zum Gegenstande hatte. In einem Gasthause stänkerie ein Heimwehrmann, worauf es zu einer lebhaften Auseinandersetzung kam und dabei fuhr einer der Streitenden aus Unvorsichtigkeit einem Gegner ins Gesicht und verletzete ihn mit dem Finger am Munde. Der Fingerfertige hatte sich wegen leichter Körperbeschädigung zu verantworten.

Richter: Bekennen Sie sich schuldig? Angkl.: Aber Herr Rat, ich werde doch mit meinen reinen Fingern nicht dem in sein dreckiges Maul hineinfahren! (Große Heiterkeit.) Nun kam der Wirt als Zeuge.

Und da wurde es ganz österreichisch im Saale, als der Wirt erklärte: Ich hab doch eh eingegriffen, Leut'n hab ich g'sagt, hör't's auf vom Politisieren, heuer ist der Wein gut und billig, da gib't's kein Gegenstand mehr zum Streiten!

Auch der Ausgang der Verhandlung war verständlich. 10 Schilling Geldstrafe.

Die teure Watichen.

Zum Ausgleich sind wir schon bereit, aber 350 Schilling für eine Ohrfeige ist doch etwas zu viel, so der Verteidiger der angeklagten Frau S., die in einem Wortstreit ihrer Widersacherin, eine Ohrfeige versetzt hat, daß diese nicht nur alle Engeln fingen gehört hat, sondern wochenlang das geborstene Trommelfell behandeln lassen mußte. Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Kosen... aber aus dem Mund der jungen Frau ist auch noch dazu nichts Himmlisches geflossen. „Hinaus rote Brut!“, so schrie sie erregt der alten Frau zu. Und wenn man den hysterischen Anfall der Frau ansieht, den sie in dem

Moment bekommt, da sie für die „rote Brut“ um Entschuldigung bitten soll, begreift man das Unbegreifliche, sich zu einer solchen derben Ohrfeige hinreißen zu lassen. Nein, ich bitte nicht um Entschuldigung, das hab ich nicht gesagt, eher schick ich mir eine Kugel in den Kopf, der besorgte Gatte eilt hin und hält in den Armen die schreiende Gattin. Sie ist ja so nervös. Endlich wird der peinlichen Szene ein Ende bereitet. Der Verteidiger eilt zum Schriftführer und diktiert die Entschuldigungsworte der Frau. Da sich der Gatte der Angeklagten bereit erklärt, alles zu zahlen, wird die Klage zurückgezogen.

U so a Käuscherl . . .

Sa mein Lieber, 4 Viertel Wein trinken und Pförtl Dich Gott, nichts zahlen und gehen, na hab die Ehre, wann mir lauter solche Gäst hätten, da möchten mir schön ausschauen.

Angkl.: Schaun S' Herr Richter, ich hab an Kaufsch habt und da bin i immer bödd. Meiner Seel Herr Richter, meiner Seel und Gott, wann i an Kaufsch hab weiß i net was i tua.

Dr. Kozler: Haben S' vielleicht das Geld da, daß gleich zahlen könnten? Angkl.: Meiner Seel und Gott, na, da müßt ich rein nochmal rein rennen.

Dr. Kozler: Ich verlag die Verhandlung wegen Einholung der Strafkarte. Sie haben also noch eine Verhandlung, bis dahin zahlen S' den Wein.

Angkl.: Ich komm net mehr, aber i schreib Ihnen Herr Richter, wann i zahl hab.

Dr. Kozler: Na mein Lieber, Sie müssen kommen und ob Sie zählt haben, da erkundig ich mich lieber direkt bei der Gendarmerie.

Angkl.: Also guat, wann i zahl hab, so schreib ich's der Gendarmerie.

Dr. Kozler: Kommen müssen S', und die Gendarmerie wird sich bei der Wirtin selbst erkundigen.

Der Hausbesitzer als Bandenführer.

Vor den Schöffen des Kreisgerichtes St. Pölten (Vorsitz: Vizepräsident Hofrat Dr. Soos) hatte sich eine Einbrecherbande, die in letzter Zeit in der Umgebung von Amstetten ihr Unwesen trieb, wegen fortgesetzten Verführungs-

betrages und vielfacher Einbrüche zu verantworten. Der Führer dieser Bande, August Kober, war in Außer-Rosbach bei Amstetten Hausbesitzer gewesen und besaß sich, nachdem sein Anwesen abgebrannt war, mit Realitätenvermittlungen. Die Anklage legt ihm zur Last, daß er sein Wohnhaus in Brand steckte, wodurch ein Schaden von 10.000 S entstand. Weiter hat er den von ihm angekauften und auf seine Mutter überschriebenen „Judenhof“ bei Haubenberg angezündet, wodurch ein Schaden von mehr als 4000 Schilling entstand. In Bindling hat er sein auf den Namen seiner Gattin Marie geschriebenes Wohnhaus angezündet und 6000 S Schaden angerichtet. In Klein-Wolfenstein zündete er im Einverständnis mit Franz Fuchthaler dessen Wohnhaus im Werte von 14.000 Schilling an. Weiter steckte er gemeinsam mit Leopold Schlegl und Johann Gerstmaier in Hausminning Scheuer in Brand, um sein darin garagiertes Auto im Werte von 6000 S zu vernichten. Als Anführer einer Einbrecherbande, in der sich auch Heinrich Scherthaler, Marie Kober, Leopold und Johann Schlegl betätigten, werden August Kober überdies 47 Einbrüche in der Umgebung von Amstetten zur Last gelegt. Um einen dieser Einbrüche in Neumarkt an der Ybbs bemerkstelligen zu können, hat er auch dort einen Brand gelegt. Im Einverständnis mit Scherthaler, Gerstmaier und Schlegl hat Kober einem Pferd des letzteren mit einem Stock den Fuß abgeschlagen, um die Versicherungssumme von 500 S herauszubekommen. August Kober und Heinrich Scherthaler wurden zu fünf Jahren schweren Kerkers, Johann Gerstmaier zu achtzehn Monaten, Leopold Schlegl zu neun Monaten, Johann Kober wegen Beihilfe zu einem Monat schweren Kerkers verurteilt.

In das Heim des Arbeiters nur die Arbeiterpresse!

Schillinge säen, Häuser ernten Jedem ein Eigenheim

durch die **Hypothekenkasse österr. Bausparer** Wien IV., Linke Wienzelle 48-50

Billigste Spartarife (S 16-66 monatlich für S 10.000.-) normale Wartezeiten, Versicherungsschutz nach Baugeldzuteilung

Kleine Prospekte kostenlos. Große Prospekte mit Tilgungsplan gegen Einsendung von S 1.- in Briefmarken

Unverbindliche, erschöpfende Auskünfte erteilt W. C. Musil, St. Pölten, Brunngasse Nr. 19, I. Stock, Fernruf Nr. 119

Bei brieflichen Anfragen Rückporto erbeten. — Vertreter für alle Orte gesucht.

Verwenden Sie **BENKER SEIFE**

Sie schon die Wäsche und ist soarsam im Gebrauch!

JOSEF BENKER, Seifen- und Kerzenfabrik, St. Pölten



Werbet unermülich für unsere Partaipresse!

Silfsbücher

zur raschen Aneignung und Wiederholung des französischen Vorkurses:

- Die gleich- u. ähnlichlautenden Wörter der französischen Sprache
- Jardin des Racines allemandes, enthaltend die deutschen Wurzel- und Lehnwörter und ihre Uebersetzung ins Französische. Leinenband S 3.-

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und durch den Verleger Dr. Burger, Gerichtsbohmisch in St. Pölten, Parkpromenade 6

Die systematische Gliederung der Pädagogik Kant's.

Ein Beitrag zur Geschichte der Erziehungslehre. Inauguraldissertation von Prof. Dr. Burger S 1.40. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

zu günstigen Bedingungen

Darlehen für Bauzwecke, Ankäufe, Hypothekenablöse usw nach dem Baulparlystem durch die **Bau-, Zweckspar- und Garantie-Gesellschaft** reg. Gen. m. b. H.

Infolge bedeutender Erweiterung des Geschäftsumfanges nunmehr **Wien, I., Lobkowitzplatz 1**

Filiale St. Pölten, Schreinerergasse 4

Eigene bautechnische Beratungsstelle u. Planverfassung **Spareinlagen** gegen beste Verzinsung und volle Sicherheit

Persönliche Auskünfte kostenlos, schriftlich nur mit Retourmarke. Statuten und Zeitschriften gegen S 2.- in Marken

Alle Drucksorten raschest und billigst

Buchdruckerei Gutenberg St. Pölten, Franziskanergasse 6

Weißer Zähne

machen jedes Anlitz ansprechend und schön. Oft schon durch einmaliges Waschen mit der herrlich erfrischend schmeckenden **Chlorodont-Zahnpaste** erzielen Sie einen wunderbaren Glanz der Zähne, auch an den Stellenflächen, bei gleichzeitiger Benetzung der dafür eigens konstruierten **Chlorodont-Zahnbürste** mit gezahntem Borstenschirm. Faulende Speisereste in den Zahnzwischenräumen als Ursache des lässlichen Mundgeruchs werden restlos damit beseitigt. Versuchen Sie es zunächst mit einer Tube zu 80 gr., große Tube 1.40 S. **Chlorodont-Zahnbürste** für Damen 1.75 S. (weiche Borsten), für Herren 1.75 S. (harte Borsten). Nur echt in blau-weiß-grüner Originalverpackung mit der Aufschrift „Chlorodont“. Ueberall zu haben.

Benutzen kauf bei unieren Interenten!

Nähmaschinen PICK

WIEN, IX., Liechtensteinstraße 27, IV., Wiedner Hauptstraße 8.

!! Gegen kleinste Teilzahlung !!

Stets Gelegenheitskäufe in Nähmaschinen für gewerbliche Zwecke — Eintausch alter Systeme.

Darlehen an öffentliche Angestellte gibt zu den günstigsten Bedingungen die Spar- und Darlehenskasse öffentlich Angestellter Oesterreichs, Geschäftssitz in St. Pölten, Langerstr. 4. Dasselbst auch Übernahme von Spareinlagen von jedermann gegen Verzinsung bis zu 9%, auch hohe Verzinsung von Gesellschaftseinlagen.

Bist Du krank im Magen? Lebst Du noch im Kinderwagen? Hast Du zuviel Pfund? Bist Du alt und schlapp? Esse Dich gesund! Mit „**Hap**“!

Rein, weiß, geschmeidig wie feinestes Schweinefleisch.

Billiger, bestimmlicher, ausgiebiger!

Der „**Doemol A. S.**“ Wien I. zu haben bei Ihren Konsumvereinen u. Kauklenten!